

III. 72.

Wolfgang Krebs

André Hugel

Eberhard Neher

Ingolstadt/ Riquewihr

Der Krieg im Elsass Ende 1944 und die sinnlosen Opfer

*Der zentrale Teil der folgenden Texte befasst sich mit dem Kriegsgeschehen im **Elsass** im Spätjahr 1944 bis in den Februar 1945. Wolfgang Krebs und Eberhard Neher gehörten einem halbfertigen Unteroffizierslehrgang, der im Elsass eingesetzt waren. Dies mit lauter Einheiten, die genauso unerfahren waren wie sie. Sie mussten bei einem Angriff mitwirken zwischen **Kaysersberg** und **Riquewihr**, um die dort schon eingerückten US-Truppen wieder zurückzuwerfen. Aus den Unterlagen des Militärarchiv in Freiburg wurde Krebs später klar, dass dieser Angriff ein Ablenkungsangriff für die Ardennenoffensive war. „Also waren wir nur Kanonenfutter. Hunderte sind dabei drauf gegangen. Das war also ein typisches Unternehmen des letzten Kriegsjahres, ein Fiasko. Ich habe Glück gehabt.“ André Hugel schildert das Geschehen als Bürger von Riquewihr. Der zweite Teil des Texte gilt den weiteren Kriegserlebnissen von Wolfgang Krebs bis zu seiner Rückkehr nach Weimar. Angehängt schließlich noch diverse Texte aus der badischen Zeitung vom 20.11. 2004, die um das Kriegsgeschehen im Elsass kreisen und das heutige Verhältnis zwischen den beiden Ländern beleuchten.*

Das Unternehmen “Habicht“ im Elsass 1944 und 3“Endsieg“ (Arbeitstitel)

Dezember 1944. Wenige Tage vor der Ardennenoffensive setzte die deutsche Führung im oberen Elsass einen Ablenkungs- und Entlastungsangriff an, sinnlos wie die Großoffensive im Westen, einzig der Kriegsverlängerung dienend. Wie vorauszusehen war, brach der Angriff zusammen.

Die Suche nach einer militärhistorischen Einordnung dieser Kämpfe blieb lange erfolglos. Im Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Hrsg. Percy Ernst Schramm, München 1982) findet sich darüber nur der Satz: “Die Kämpfe bei Kaysersberg dauern an“. Offensichtlich waren sie für das OKW marginal, was sogar verständlich ist angesichts der ungeheuren Probleme an allen Fronten. Auch andere Quellen enthalten lediglich allgemeine Hinweise auf die Kriegshandlungen im “Brückenkopf Kolmar“.

Das Militärische Forschungsamt in Potsdam verwies an das Bundesarchiv in Freiburg und sandte einige Fotokopien aus dem “Gedenkbuch“ eines Generals der ehemaligen 2. Gebirgsdivision mit dem Titel “Es war ein Edelweiß“. Darin wird im einschlägigen Jargon u.a. “jeder Fußbreit des deutschen Elsass verteidigt“ und von den “Heldentaten“ der Truppe berichtet, auch von französischen, muss man gerechterweise sagen. Es findet sich keine Einordnung ins Gesamtgeschehen, keine Frage, für wen man da eigentlich gekämpft hat, nichts wird problematisiert. Einzig eine Überschrift bekennt “Verheizt

im Westen“. Von wem, wird nicht gesagt, offenbar aber vom “Schicksal“, denn davon ist auch die Rede.

Das Bundesarchiv/ Militärarchiv in Freiburg besitzt Material über die fraglichen Kämpfe, doch ist es bisher nicht bearbeitet und veröffentlicht worden. Die Zitate im vorliegenden Text stammen aus dem Divisionsbefehl vom 11. 12. 44 zum “Unternehmen Habicht“. Diese Bezeichnung blieb uns damals unbekannt - und dem Gefechtsbericht vom 14. 12. über das gescheiterte Unternehmen. Das Studium der beiden Dokumente ergibt: Mit dem Scheitern des Angriffs muss die deutsche Führung gerechnet haben, denn die Überlegenheit der Alliierten lag auf der Hand. Die auf deutscher Seite eingesetzten Kräfte wurden also auch an diesem Nebenkriegsschauplatz als Kanonenfutter missbraucht.

Das Kriegstagebuch des OKW verrät dazu in Band IV auf Seite 422: “Die Bitte des Reichsführers SS auf Zuweisung weiterer Munition lehnte der Führer am 10. 12. mit Hinblick auf die bevorstehende Offensive ab. Er wies in diesem Zusammenhang darauf hin, dass es zur Zeit lediglich darauf ankomme, dass die 19. Armee den Brückenkopf Elsass halte und dadurch Kräfte fessele.“

Krebs: Im Oktober 2004 schickte ich einen Bericht über meine damaligen Erlebnisse an die Badische Zeitung in Freiburg, die am 8. November in Zusammenarbeit mit der DNA (Dernieres Nouvelles d’Alsace) in Colmar ein Gespräch veranstaltete zwischen einem französischen Kriegsteilnehmer, zwei Schülern des Deutsch-Französischen Gymnasiums in Freiburg, einer Politikstudentin aus Straßburg und mir. Meinen Bericht stellte die Zeitung ins Internet. Daraufhin meldeten sich André Hugel, der damals als Fünfzehnjähriger den Angriff “Habicht“ in seinem Heimatort Riquewahr/Reichenweier miterlebte, und Eberhard Neher, Jahrgang 1926, damals in der gleichen Einheit wie ich. Seine Wahrnehmungen des damaligen Geschehens entsprechen durchaus den meinen.

Unsere Erinnerungen sind die Grundlage dieses Textes. Weitere Zitate stammen aus den Berichten von Walther Polenz, Jahrgang ... und Werner Schauer, Jahrgang 1925, beide aus dem Archiv André Hugel. Unser Zusammentreffen nach so vielen Jahren empfinden wir als Verpflichtung, endlich an die Opfer dieser sinnlosen Kampfhandlungen im Elsass zu erinnern.

Der “Brückenkopf Kolmar“ war durch die Vorstöße der Alliierten an den Rhein bei Strassbourg und im Süden bei Mulhouse (Mülhausen) entstanden. Die Vogesenkämme waren an vielen Stellen überschritten, Riquewahr (Reichenweier) am östlichen Fuß des Gebirges erobert, südlich davon der Sigolsheimer Berg, an dieser Stelle letzte Erhebung vor der Ebene nach Colmar (damals mit “K“), ebenfalls in alliierter Hand. Durch den Angriff vom 12.12. sollte der Einbruch im Norden des Brückenkopfes beseitigt, Amerikaner und Franzosen in die Vogesen zurückgedrängt werden.

Himmler, kurz zuvor zum “Oberbefehlshaber Oberrhein“ ernannt, bot dazu einige neue Truppenverbände auf, zum großen Teil völlig unerfahrene Einheiten, aber “ausgesuchtes junges Menschenmaterial“, wie es im Gefechtsbericht heißt. Eberhard Neher und ich gehörten dem Wehrkreis-Lehrgang für Reserveoffiziersbewerber in Butzbach an, wir wurden etwa nach der Hälfte

unserer Ausbildungszeit nach Colmar transportiert und bildeten nun das "Regiment Reimer", genannt nach unserem Lehrgangleiter und jetzigen Kommandeur, Major Reimer.

Obwohl durch unsere Erziehung ideologisiert und überzeugt, für das "Vaterland" kämpfen und eventuell sterben zu müssen, wussten wir doch von der Unzulänglichkeit unserer Ausbildung. Wie zur Demonstration dieser Tatsache hatte man die Gruppe, der ich angehörte, zum "Zerstörertrupp" ernannt und mit Panzerfaust und Panzerschreck - "Ofenrohr" genannt - ausgestattet. Ein paar theoretische Einweisungen und Zielübungen hatte es gegeben, geschossen hatten wir damit nie.

Bekommen hörten wir deshalb in der Nacht zum 12.12. den zentralen Satz aus dem Einsatzbefehl, den ein Offizier mit "schneidiger" Stimme im Schein einer Taschenlampe verlas:

„LXIV. AK vernichtet am 12.12. durch Zangenangriff von Schlettstadt und südlich Ribeauville aus den über die Vogesen vorgedrungenen Feind und baut auf den ostwärtigen Bergen der Vogesen neue HKL auf.“ (Divisionsbefehl der 189. Infanteriedivision zum 12.12.1944. AK = Armeekorps, HKL = Hauptkampflinie)

La Haute Schwaertz beginnt mit steilem Anstieg zwischen der Burg von Kaysersberg und dem östlich anschließenden, etwa vierhundert Meter hohen Sigolsheimer Berg. Der stark bewaldete Höhenzug erstreckt sich nach Norden bis hinter Riquewihir und erreicht Höhen zwischen sechs- und siebenhundert Metern. Von hier aus, im Rücken der alliierten Einheiten, sollte in der Morgendämmerung der Angriff beginnen. Im Tal bei den Dörfern Mittelwihir, Beblenheim und Zellenberg sollte die östliche Flanke der "Zange" zugreifen.

André Hugel: Riquewihir, 5. 12. 1944. Etwa 7.40 kommen die ersten amerikanischen Soldaten in den Ort. Wir sind erstaunt über ihre Lässigkeit und ihr geräuschloses Auftreten (ihre Ruhe, Geräuschlosigkeit, Zurückhaltung?). Ihre Gummisohlen lösen die (deutschen) Nagelstiefel ab. Bald folgen Jeeps und Sherman-Panzer. Mein Vater zückt seine "Contax" und spielt Kriegsberichterstatte. Später gibt er einem Offizier Postkarten an seine Schwestern in Paris und Tarare, um sie zu benachrichtigen, dass bei uns alles in Ordnung ist.

Wir erfahren, dass die Soldaten Texaner von der 36. Infanteriedivision sind. Einige von ihnen werfen einen Blick in die Häuser. Ich begleite einen Soldaten in das Haus meiner Großeltern. Mein Großvater Emile, der schlecht sieht, ist dabei, sich anzukleiden. Ich berichte ihm die guten Neuigkeiten und stelle ihm den Soldaten vor. Großvater will ihn umarmen und ihm seine Dankbarkeit zeigen. Er hat seine Hosenträger noch nicht hochgezogen und verliert seine Hosen. Diesen Umarmungsversuch missversteht der Soldat und gibt Großvater eine Ohrfeige. Schließlich versteht er - alles geht gut.

Die Bevölkerung ist froh, dass alles gut gegangen zu sein scheint, aber es gibt keine Freudenausbrüche, denn alle Familien haben Sohn, Bruder oder Vater in einer Armee, die nicht die ihre ist.

Immer mehr Amerikaner kommen an der katholischen Kirche vorbei in den Ort. Panzer, Jeeps, Materialtransporte fahren vom Neutor die Grande Rue hinunter Richtung Beblenheim. Wir hören, dass sie am frühen Nachmittag an der Kreuzung nach Beblenheim auf eine deutsche Auto-Mitrailleuse gestoßen sind. Sie wurde vernichtet. (Was ist die Bezeichnung in Deutsch? "Fahrbares Maschinengewehr" gibt es als deutschen militärischen Begriff nicht). Die Panzer bleiben an den Ortsausgängen von Riquewahr, einer in der Nähe der katholischen Kirche, andere am Place Charpentiers.

6. 12. Wir sehen Brände in Guémar mit bloßem Auge und besser mit dem schnell gesuchten Fernglas. Am Nachmittag große Truppenbewegung im Ort. Infanterie mit Gepäck und Fahrzeugen wendet sich gegen Kientzheim. Wir verteilen Äpfel, sogar Schnaps und Ansichtskarten. Abends ziemlich ruhig. Kanonendonner Richtung Mittelwahr, von wo auch MG-Feuer zu hören ist. Was passiert? Ich weiß es nicht. In Bennwahr sollen SS-Truppen eingetroffen sein.

7. 12. Um 16 Uhr heftiger Beschuß des Bouxhofes durch die Amerikaner von der Schoenenburg(höhe) aus. Mittelwahr brennt, von uns aus kann man Häuser in Flammen sehen. Die ersten deutschen Granaten fallen auf Riquewahr. Zaghafte haben wir uns schon an die recht angenehme Anwesenheit der amerikanischen Soldaten gewöhnt. Ihre Kaugummis, die Schokolade, ihr Weißbrot, die Ration K, die Zigaretten Old Gold, Lucky Strike, Chesterfield sind nichts Ungewöhnliches mehr für uns.

Besonders sind wir an den Rationen K interessiert. Sie enthalten von allem etwas: Schachteln mit drei Zigaretten, Toilettenpapier, Dosen mit Fleisch, Gemüse, Ham und Eggs, das man braten könnte, etc. Uns beeindruckt ein Karton mit Paraffin(Brennstoffabletten?), mit dem man die Nahrungsmittel aufwärmen kann. Der zweiteilige amerikanische Helm ist wunderbar, er kann sogar als Gefäß zum Fußwaschen dienen. Im Vergleich mit unseren Truppen von 39/40 und den Deutschen von 40 bis 44 haben wir den Eindruck, bei diesen amerikanischen Soldaten unter Spezialisten geraten zu sein. Sehr lässig und ökonomisch im Umgang mit ihren Kräften und ihrem Leben.

Die aus meiner Klasse vom Jahrgang 29 sind alle froh über die Ankunft der Amerikaner, denn im Januar 45 wären wir die nächsten gewesen, um die Lücken der Wehrmacht aufzufüllen.

8. 12. Mein Vater ruft mich, ich soll einem französischen Offizier einige Flaschen Wein bringen, er gehöre zum Stab von General Leclerc. Vom hinteren Teil des Kellers ist der Kanonendonner nur schwach zu hören. Einige Tage später erhalten wir einen sehr anrührenden Dankbrief von General Leclerc. Mittelwahr brennt. Die ganze Nacht Regen.

9./10./11./ 12. Der neue (kommissarische) Bürgermeister(?) berichtet von "Großem Militär-Tralala im ganzen Ort. Das ist total 'Willkommen Amerikaner' wie wir es nie gehabt haben." Beschuss von Mittelwahr und Bennwahr, beide Orte brennen. Ein Mitbürger wird von einer Granate getötet. Erste Bemühungen um den Aufbau einer neuen Zivilverwaltung. Am 11. heftiger Beschuss. Es gibt

Verletzte.

Eberhard Neher: (evtl. Butzbach: Leider war es der Wunsch meines Vaters, dass ich Offizier werden sollte und so lief ich von Anfang an als ROB...)

Die "Jungs" in Butzbach, voran ein junger, arroganter Leutnant, hatten sich vorgenommen, mich müde zu machen. Die Ausbildung besonders im Gelände nahm an Schärfe zu, mir wurde besonders miese Behandlung zuteil. Der Oktober brachte weitere Steigerungen des Drangsalierens, tolle Tag- und Nachtmärsche in die schöne Umgebung von... Langsam kam mir die ganze "Veranstaltung" in Butzbach etwas eigenartig vor und - wie mir schien - so gar nicht zu dem verwöhnten Einzelsohn des Dr. Neher passend. Das betraf besonders Tätigkeiten wie Stubendienst, Küchendienst, Hof fegen, Errichten von Holzbunkern in tief verschneiten Wäldern, usw.

Auf Wache herumstehen und auf den "Feind" warten löste bei mir keine erhöhte Wachsamkeit - wie erwartet -, sondern intensive Schläfrigkeit aus, was dann auch dazu führte, dass ich am 23. November von dem gefürchteten Leutnant die für mich nicht überraschende Kunde erhielt, ich müsse mich wohl schon bald von Butzbach verabschieden. Aber es kam anders. Ende November formierte man aus dem Lehrgang eine Kampfeinheit, und nach unserem Eindruck nach recht planlosem Hin- und Hertransportieren landeten wir über Freiburg am 11. 11. in Kolmar.

Am 11. abends begann dann ein langer Marsch nach vorne an die Front über Ingersheim, Ammerschweier, Kaysersberg (kurzer Halt im Keller des Geburtshauses von Albert Schweitzer) auf die Schwaertz oberhalb von Reichenweier. Dieser letzte, steile Weg von Kaysersberg ist mir noch in Erinnerung, da wir einer hinter dem anderen her schleichen, die ganze Munition für die MGs und sonstiges leichtes Gerät mitschleppen mussten, was dazu führte, dass zwei meiner Kameraden oben am Berg tot zusammenbrachen. Der Punkt, den wir erreicht hatten, lag hinter der amerikanischen Frontlinie.

Der geplante Überraschungseffekt war ganz wichtig. Man sagte uns, wir sollten zu einem Angriff zur Rückeroberung Straßburgs antreten. Hätte ich damals schon gewusst, wie weit es von Reichenweier nach Straßburg ist, hätte ich den "Zauber" noch weniger geglaubt als damals.

Wolfgang Krebs: 11./12.1 2. Es hatte zu regnen begonnen. Wir quälten uns bergauf, wegen möglicher "Feindeinsicht" in einer Mulde, die sich stetig zum Bach entwickelte. Die Lasten drückten, das Wasser floss in die Schuhe. Als wir die Höhe und den Hochwald erreichten, waren wir durchnässt. Ausgepumpt ließen wir uns auf den Boden fallen.

Wie es in der Nacht weiterging, habe ich vergessen. Die Erinnerung setzt ein in lichtem Wald an einer Wegkreuzung. Es ist zwischen sieben und acht Uhr morgens. Neben uns der Panzerschreck. Rechts fällt das Gelände ab Richtung Reichenweier. Neben mir steht mein Freund Harry, wir klappern vor Kälte. Aus dem Tal ist Gefechtslärm zu hören, die feindliche Artillerie schießt Störungsfeuer, zwischen

den Bäumen hängt beißender Explosionsgeruch. Jeden Moment sind wir bereit, uns hinzuwerfen. Zum Glück hat der Regen aufgehört. Angst, stets gegenwärtig, wird überdeckt von Fatalismus.

Wir stehen hier zur "Sicherung des Regimentsgefechtsstands", der irgendwo hinter uns in dichterem Gehölz liegt. Wir fragen uns, was wir hier mit dem Panzerschreck machen. In dieses unübersichtliche Waldgelände soll sich ein Panzer verirren? Aus dem Tal kamen jetzt die ersten Verwundeten. Einer, von zwei leichter Verletzten geführt, schrie fürchterlich. Hodenschuß.

Am Nachmittag hieß es, der Angriff sei gescheitert, wir hätten schwere Verluste gehabt.

Eberhard Neher: Major Steigerwald - Chef des Bataillons - befehligte die vier Kompanien, davon wurden die erste und zweite am 12. morgens von den bewaldeten Höhen oberhalb Reichenweiers in den Kampf geschickt. Die dritte und vierte Kompanie blieb als Reserve im Wald liegen, dazu gehörte auch ich.

Nach Gewehr- und MG-Feuer, das etwa zwei Stunden andauerte, war aus der Einnahme des romantischen Vogesenortes nichts geworden. Vielmehr sahen wir unsere abgekämpften, erschöpften und teils schwer verletzten Kameraden den Waldweg herauf humpeln. Für mich war es der erste richtige Kriegsschock. Der wurde noch verstärkt, nachdem von den am Einsatz beteiligten Kameraden durchsickerte, dass der Angriff schon vor dem Ort im Maschinengewehrfeuer liegen blieb und nur wenige unserer Leute durch das obere Tor in den Ort vordringen konnten. Dort empfingen sie die Amis aus den oberen Stockwerken der Häuser mit gezielten Schüssen. Unser Haufen, der inzwischen von amerikanischen Artilleriebeobachtungsfliegern entdeckt wurde, zog sich eilig auf die Höhe der Schwaertz zurück und buddelte sich ein. Es hatte zu regnen begonnen, eine schlimme Nacht mußte durchgestanden werden.

Walther Polenz, Leutnant und Zugführer (aus seinem Bericht über den Angriff, geschrieben am 21. 1. 1945. Abkürzungen wurden von den Verf. ergänzt. SMG. = Schweres Maschinengewehr)

Nach einem sehr anstrengenden und mühseligen Nachtmarsch ..erreichte das Bataillon ... die Bereitstellungsräume, die nicht erkundet, sondern nur nach Karte befohlen waren ... Um 8.55 hatte die Kompanie den Waldrand erreicht ... Ein dem Walde vorgelagertes dichtes Gestrüpp verbot beiden Zugführern ... die Einsicht in das Angriffsgelände. In raschem Vorgehen ... kam plötzlich von links ... die Anweisung von Major Bormann (Kommandeur 1. Bataillon), Reichenweier erst dann anzugreifen, wenn die Feindbatterie, die vermutlich in einer Mulde 1 km nordwestlich Reichenweier stand, vom 1. Bataillon genommen sei. Durch diese Meldung trat im Angriff ein Stop ein ...

In weiterem Verlauf des Angriffs erreichte die 5. Kompanie mit rechtem Zuge den Südwestrand des Ortes, ... ehe sie erstmalig Abwehrfeuer erhielt. In weiterem Verlauf... konnte der Zug Oberfeldwebel Jakob noch unter Abschuss eines Panzers und eines Schützenpanzerwagens am Südrand des Ortes

vordringen, während der Zug Leutnant Polenz sich bis an den Westrand des Ortes in einen Hohlweg vorschob.

Inzwischen hatte der überraschte Gegner die Gefahr ... erkannt und fasste seine gesamte Abwehr... zusammen. Beide Züge hatten hier stark unter feindlichem SMG und Scharfschützenfeuer zu leiden. So fiel in oben erwähntem Hohlweg die gesamte Gruppe Unteroffizier Rick durch Scharfschützenfeuer aus. Der Angriff der 5. Kompanie blieb nun liegen.

Nach Verlauf einer Stunde kam gegen 11.30 ... der Befehl, Kompanie setzt sich 300m vom Ortsrand ab. Es wird Artilleriefeuer zur Unterstützung angefordert. Im starken Abwehrfeuer des Feindes (vor allem SMG-Feuer aus gepanzerten Fahrzeugen, Panzerbeschuss, Granatwerferfeuer sowie lebhaftes Scharfschützenfeuer) fiel die Kompanie während des Absetzens auseinander und hatte starke Verluste. Hier machte es sich sehr nachteilig bemerkbar, dass zwischen beiden Zügen keine Verbindung mehr bestand. Teile beider Züge konnten sich nicht mehr aus dem Ort herauskämpfen und gerieten, teilweise schwer verwundet, in Gefangenschaft. Sie gelten seitdem als vermisst.

Die Reste der Kompanie wurden dann im Laufe des Nachmittags mit der 4. Kompanie am Waldrand mit Front gegen Reichenweier zur Verteidigung eingesetzt. In den Abendstunden und während der Nacht gelang es noch einigen Versprengten aus dem Dorf heraus die eigene Linie wieder zu erreichen. Ein zur Bergung liegen gebliebener Verwundeter um 3.00 ... angesetzter Stoßtrupp ... kehrte gegen 4.00 ohne Erfolg zurück. Die Verluste der Kompanie betragen am 12.12.44 bei einer Kampfstärke von 2 Offizieren, 11 Unteroffizieren und 87 Mannschaften an Verwundeten: 1 Unteroffizier und 19 Mann an Vermissten: 8 Unteroffiziere und 33 Mann.

„Regiment Reimer trat 8.45 mit großem Schwung zum Angriff gegen Reichenweier an, konnte in die ersten Häuser eindringen, wurde dann aber durch Gegenstoß von dem etwa bataillonsstarken Feind mit Unterstützung von 13 Panzern zurückgeschlagen. Zwei Panzer wurden vernichtet. Das Regiment baute gegen das Kleinthal und Reichenweier eine Abwehrfront auf hatte sich im Laufe des Tages mehrerer Feindangriffe zu erwehren und erlitt besonders durch Granatwerfer-Beschuss hohe Ausfälle. Damit war die Lage für den 12. 12. entschieden.“(Aus Gefechtsbericht vom 14.12.)

Eine Anlage zum Gefechtsbericht nennt für den 12.12. die Zahl von 330 Toten oder Verwundeten unseres Regiments mit dem Zusatz: "Eine Aufschlüsselung der Verluste des Regiment Reimer war bis zur Zeit infolge der besonderen Verhältnisse nicht zu erhalten.

André Hugel: Riquewahr, 12. 12. Die Deutschen konnten unbemerkt 1 km in den Rücken der Amerikaner kommen. Ausgehend von Kaysersberg über den Toggenbach, dann hinter (westlich von?) Hunawahr haben sie in der Nacht La Pepiniere und das Sägewerk bei Ribeauville erreicht. Hier haben sie eine US-Batterie zerstört, um den einzigen Nachschubweg aus den Vogesen zum Frontvorsprung von Ribeauville / Riquewahr abzuschneiden. Das Unternehmen war wagemutig. Die Truppen der Amerikaner haben mit großer Kampfmoral reagiert gegen die geschwächten deutschen Verbände. Der

amerikanische Gegenschlag hat den Schrecken einer Rückkehr der Deutschen verhindert und eine dramatische Situation mit Folgen für das nördliche Elsass, die man sich gut vorstellen kann, vermieden.

Während der Nacht hatte es leicht geschneit. Gegen 9 Uhr hört man den Lärm (das Schießen) von automatischen Waffen in den Straßen. In der Tat, die Deutschen (greifen an) sind im Begriff uns anzugreifen, sie versuchen, Riquewahr zurückzuerobern. Sollte es möglich sein, dass sie zum Gegenangriff fähig sind nach ihrem (überstürzten) Rückzug im September 1944?

Alles verschwindet in den Kellern. Die Amerikaner sind in den Fenstern und verteidigen sich gegen die Deutschen, die durch die Straßen rennen. Wie gewohnt bleibe ich mit meinem Vater bei unserem Freund Georges Wurtz. Dieser alte Krieger von 14/18 hat so viele Kugeln pfeifen gehört, dass ihn nichts mehr aufregen kann. Wir bleiben im Durchgang zum Hof (?) und sehen etwa dreißig Meter von uns deutsche Soldaten durch Riquewahr abwärts rennen. Das war ihr weitestes Vordringen im ganzen Ort.

Nach einigen Stunden ist der Angriff gestoppt. Die Deutschen haben immerhin eine Batterie der Amerikaner bei Les Tuileries zerstört. Sie haben viele Tote und Verwundete. Wir sind gut davongekommen. In unseren Kellern sind jetzt an die 150 Personen, neben Nachbarn auch Familien aus Colmar und Ostheim. Große Probleme mit unseren nur zwei Toiletten. (Aber warum nicht hinter die Fässer gehen?)

Dieser Angriff der Deutschen hat die Bevölkerung mit den amerikanischen Soldaten, die bei uns leben, verschweißt (sehr verbunden). Man muss auch daran erinnern, dass eine große Zahl von US-Soldaten nach Riquewahr kamen, um hier warm zu schlafen. Im Übrigen waren wir gegen Kontakt mit den Deutschen nur durch ein paar Minen und kleine Gruppen von Soldaten geschützt. Die Deutschen haben bei dieser Operation 525 Männer verloren.

Wolfgang Krebs: 12.12.: Gegen Abend sollte unsere Gruppe als Spähtrupp erkunden, ob sich schon Amerikaner auf dem Berg befänden. Wir liefen weit auseinander gezogen in lockerer Linie durch den Wald, Harry ein paar Meter links neben mir. Wir waren etwa eine Viertelstunde unterwegs, als in ungefähr hundert Metern vor uns Gestalten auftauchen. Bevor jemand "Deckung!" rufen kann, fällt von drüben ein Schuss, ich höre das Zischen der Kugel.

Kurz zuvor hatte ich ein moosbewachsenes Mauerteil und ein paar Stufen gesehen, offenbar der Eingang eines alten Bunkers aus dem Ersten Weltkrieg. Ich springe reflexartig hinein. Als ich vorsichtig über die Mauer sehe, scheint die gegnerische Patrouille verschwunden. Von unserer Seite fallen noch ein paar Schüsse, dann ist Stille. Vom Gruppenführer kommt leise der Befehl zurückzugehen.

Wir erheben uns, Harry bleibt liegen. Er hat mir den Kopf zugewandt. Ich sehe das Loch mitten auf seiner Stirn unter dem Stahlhelm. Blut ist über sein Gesicht gelaufen. Ich besinne mich, dass wir zu viert versuchten, Harry zu tragen, sein lebloser Körper war schwerer als erwartet. Es war dunkel geworden, wir strauchelten ein übers andere Mal. Dabei die Angst, die Amerikaner könnten noch in der Nähe sein. Schließlich mussten wir Harry liegen lassen. Wir nahmen seine persönlichen Sachen, die Erkennungsmarke und stolperten durchs Dunkel zurück zu unserer Truppe.

Eine Empfindung ist mir in Erinnerung geblieben: Von der Entdeckung des toten Harry an fühlte ich mich leer. "Wie vor den Kopf geschlagen" ist der treffende Ausdruck. Alles machte ich mechanisch, und mechanisch nahm ich wahr, dass es kälter geworden war und ich Angst hatte, die Füße in den immer noch nassen Schuhen zu erfrieren. Körperlich und mental erschöpft schlief ich auf dem feuchten Waldboden ein.

André Hugel: Riquewahr 13.12. Nacht ruhig. Seit Sonntag, dem 3.12. ist der elektrische Strom abgeschnitten, und das Petroleum für unsere guten alten Lampen ist knapp. Aber Not macht erfinderisch: Die Amerikaner haben an vielen Stellen Aggregate für ihre Stromerzeugung aufgestellt. Sie sind nachts in Betrieb, während des Tages ist es aber leicht, etwas abzuzweigen, wenn man ein "Piratenkabel" anbringt.

Eberhard Neher: (13.12. da fehlt eine Schilderung, endet mit: "...Auch die Nacht zum 14. war furchtbar")

Wolfgang Krebs: Am Morgen des 13. zogen wir auf eine kleine Hochfläche, die nach drei Seiten ziemlich steil abfiel. Es hieß, wir sollten uns hier verteidigen, bis ein Entlastungsangriff das Regiment "aus seiner halben Einschließung befreit". Ich tat mich mit Hans zusammen, einem ruhigen Jungen aus Greiz. Wir gruben uns Zwei-Mann-Löcher als Schutz gegen Artilleriebeschuss, der gegen Mittag begann. Stundenlang kreiste ein Beobachter über uns. Er schien uns nicht genau orten zu können, denn die Einschläge wanderten ziellos hin und her. Von unserer Luftwaffe war nichts zu sehen. Wir hörten von Bekannten oder Freunden, die "gefallen" waren, einer war mein Mitschüler Adolf S. In der Menge solcher Nachrichten, die von nun an jeden Tag kamen, verblasste das Bild des armen Harry.

Fast während des ganzen Tages kamen wir kaum aus den Löchern, was den Vorteil hatte, dass Uniform und Schuhe endlich trocken wurden. Die Temperatur lag knapp unter Null, doch in unserem Loch war es fast gemütlich. In der Nacht wärmten wir uns gegenseitig. Unsere Kompanien in der vorderen Linie gegen Reichenweier hatten weniger Glück:

„Gegen das Regiment Reimer setzte der Feind während des 13.12. seine Angriffe aus dem Kleinthal heraus fort. Das Regiment erlitt durch Artillerie- und Granatwerfer-Beschuss erneut hohe Ausfälle.“
(Gefechtsbericht)

Den ganzen Tag über hatten wir immer wieder Gefechtslärm gehört. Das blieb auch am 14. so, allerdings hörte man jetzt aus dem Tal auch die Abschüsse von Panzerkanonen. Angeblich griffen

Teile der SS-Panzerdivision "Feldhermhalle" an, was uns absurderweise in eine Art Siegesstimmung versetzte.

Was wir damals nicht erfuhren: Unterhalb der Hohen Schwaertz versuchte unser Nachbarregiment, ein "Unterführer-Lehrgang", den Sigolsheimer Berg zu stürmen. Die folgenden Auszüge aus dem Gefechtsbericht sprechen für sich:

"12.12. Das Regiment Ayrer . . . erst während der Nacht eingetroffen, wurde erst während des Morgens in den Bereitstellungsraum geführt. Das 1. Bataillon erlitt dabei.. .hohe Ausfälle, der Kommandeur des Regiments, Oberst Ayrer, fiel." Das Regiment, "mit dem letzten Transport erst während der Nacht eingetroffen", hat bereits beim Anmarsch zum Bereitstellungsraum hohe Verluste, kommt zu spät zum Sigolsheimer Berg, wo der Angriff der von Süden antretenden Einheiten (u. a. Teile des Grenadierregimentes 1213) zusammenbricht.

Am 13.12. „versuchte die Division erneut, den Mont de Sigolsheim nach Artillerie-Vorbereitung.. .zu nehmen. ..Die Übermittlung des Befehls. . .an das Regiment Ayrer verzögerte sich durch die Dunkelheit und Unwegsamkeit des Geländes, außerdem konnte das im Verband ungeschulte Regiment in der Dunkelheit nicht rechtzeitig zum Angriff gegliedert werden. Es trat erst gegen 6.30 Uhr... an, kam zur Ausnutzung des Feuerschlages zu spät und blieb mit seinen Angriffsspitzen an der Straße Reichenweier -Kientzheim im konzentrierten Abwehrfeuer liegen. Die Ausfälle waren hoch...

Nach Scheitern der Tagesangriffe sollte der Erfolg durch Stoßtruppunternehmungen während der Dunkelheit erzwungen werden ...Die ...zur Verfügung stehende Zeit, besonders für das Regiment Ayrer, war äußerst knapp. Angriffsbeginn war für 23.30 Uhr vorgesehen. Um 22.20 Uhr kam vom Korps der Befehl, dass die X-Zeit auf 30 Minuten später verlegt sei. Die Division äußerte ihre Bedenken, dass dieser Befehl nicht mehr zeitgerecht zu den bereits in die Ausgangsstellungen vorrückenden Stossgruppen zu bringen sei. Es trat daher in mehreren Fällen der Misstand ein, dass die zu früh angetretenen Stossgruppen von dem eigenen Artillerie-Feuerüberfall erfasst wurden. Der Angriff scheiterte dadurch."

Werner Schauer, Jahrgang 1925, damals Infanterist im Grenadierregiment 1213, schrieb sehr ausführliche Erinnerungen an seine Erlebnisse im "Brückenkopf Kolmar". Sein Bericht bestätigt, wie zusammengewürfelt und zum Teil unerfahren die Einheiten waren, die in diesen Tagen eingesetzt wurden. Er hatte bereits ab 7.12. an Kämpfen um den Mont de Sigolsheim teilgenommen. Am 12.12. sollte sein Regiment, wie es im Divisionsbefehl hieß, "im Zusammenwirken mit dem von Nordwesten angreifenden Regiment Ayrer den Feind auf dem Mont de Sigolsheim (vernichten)".

Auch bei der Niederschrift in den sechziger Jahren weiß Schauer offenbar noch nichts von den hier verwendeten Dokumenten. Anscheinend war auch ihm die Bezeichnung 'Habicht' nicht bekannt. Er berichtet aber vom Angriff des Regiments Ayrer am 12. Dezember und dem Tod des Kommandeurs. Am Vortag hatte Schauer in Kientzheim einen Stabsfeldwebel kennen gelernt, der mit 22 älteren Luft-Nachrichten-Soldaten - dem Rest seiner in früheren Kämpfen bei Thann dezimierten Kompanie - jetzt

am Mont de Sigolsheim eingesetzt werden sollte. Aus seinem Bericht zum 12.12.:

„Abends höre ich, dass beim Angriff morgens um 10 Uhr der Zug des Stabsfeldwebels am linken Berghang von Granatwerfer-Salven wie von einer Lawine überrollt wurde. Dem Stabsfeldwebel zerriss es die linke Hand und den Arm. Die paar Überlebenden brachten ihn nach unten in den großen Weinkeller. Er konnte glücklich sehr schnell via Ammerschweier, Colmar, Breisach nach Freiburg gebracht werden. Unser Bataillonsarzt glaubt, dass er überleben wird. Unsere Gruppe ... war in etwa Bergesmitte eingesetzt und kam heil zurück.“

Vom 13.12. berichtet Schaller:

Heute soll die Sigolsheimer Höhe von Bennweiler und Sigolsheim aus angegriffen werden. Wir in Kientzheim sollen Entlastungsangriffe machen. In der Nacht ist Bennweiler, das verloren war, von jungen SS-Leuten der SS-Unterführer-Schule Radolfzell am Bodensee wieder besetzt worden. Die amerikanische Infanterie ist auf die Höhe 351 zurückgelaufen. (Dort liegt heute der Ehrenfriedhof für die französischen Soldaten der 1. Armee.)

Wir sehen, wie die SS-Soldaten von Bennweiler aus die Höhe besetzen. Sie laufen in geschlossenen Einheiten, wohl kampfunerfahren, über die Kuppe in die Senke herunter. Dabei werden sie von einem mörderischen Granatwerfer-Hagel erfasst und fast vollständig vernichtet. Der nutzlose Angriff wird mehrere Male wiederholt. Man glaubt die Schreie der Verwundeten zu hören.

Gegen 10 Uhr greift unsere Gruppe als rechte Flanke des Kientzheimer Bataillons an. In 3/4 Bergeshöhe stoßen wir auf ein amerikanisches MG-Nest, bestehend aus drei MGs. Wir versuchen sie an einer Steinmauer entlang nach rechts zu unterlaufen. Der Heidelberger Jupp erhält in einer Mauerlücke eine volle MG-Garbe, überschlägt sich mehrmals und wird regelrecht durchsiebt. Er schreit furchtbar mit einer Stimme, die nicht mehr menschlich scheint. Er ruft noch einige Male "Mutter, hilf mir!" und dann hört das Röcheln auf ... Wir wollen ihn bergen, erhalten jedoch dabei zwei Verwundete. Sein Freund Schorsch aus Saarbrücken versucht es mehrmals. Das unterste MG können wir mit Handgranaten - geballte Ladungen - ausschalten, jedoch wird es weiter von den zwei oberen MGs ... gedeckt

Im Keller ... vermisse ich den Saarbrücker Schorsch. Er kommt gegen Mitternacht zurück vom Berg. Er war bei seinem toten Freund ... und brachte dessen Soldbuch, die halbe Erkennungsmarke, Uhr, Trauring und alle sonstigen Wertsachen mit ... In der Nacht sitzt er herzbrechend weinend im Weinkeller. Es ist ergreifend, einen "alten" Soldaten, durch sechs harte Soldatenjahre abgehärtet, so weinen zu hören. Er verflucht diesen wahnsinnigen, alles vernichtenden Krieg.

Angesichts der immer größer werdenden Verluste der deutschen Soldaten im Kampf um die Sigolsheimer Höhe und der zunehmenden Vernichtung der Ortschaften um den Berg fragt uns eine junge Elsässerin: "Warum ergeht Ihr Euch nicht ... oder lauft über? Damit könnt Ihr doch Euer Leben

retten, und unsere Heimat wird nicht total zerstört.“

Der Gefechtsbericht zum 14.12.: *„Um 5.30 Uhr wurde nach erneutem Feuerüberfall der Angriff wiederholt. Die Ermüdung der Truppe sowie der vorher durch das eigene Artillerie-Feuer erlittene moralische Rückschlag führten zu neuem Misslingen. In der Morgendämmerung wurde nach Alarmierung der in Kaysersberg ruhenden Gebirgsjäger-Kompanie mit dieser und dem II./ G.R. 1213 unter persönlicher Führung des Divisionskommandeurs der 3. Angriff gegen die Höhe Mont de Sigolsheim vorgetragen, der auf der Mitte des Berges zum Einbruch führte. Nach Verstärkung dieser Teile durch zunächst einer starken Kompanie Regiment Ayrer, später 1 Pionier-Kompanie konnte bis zu den Abendstunden die Höhe, abgesehen von dem am Westhang liegenden Waldstück, von dem sich zäh verteidigenden Feind gesäubert werden.“*

Schallers Aufzeichnungen zum 14. sagen über diesen Angriff nichts, möglicherweise trägt hier seine Erinnerung. Er beschreibt starken Beschuss von Reichenweier her, ein Stoßtruppunternehmen und die Gefangennahme eines Amerikaners. Bei ihm findet am 15.12. ein Großangriff statt, bei dem sein Kientzheimer Bataillon fast aufgegeben wird, doch ob ein Teil des Hügels tatsächlich zurückerobert wird, weiß er nicht. Eine erfahrene Gebirgsjäger-Einheit versuchte, den Berg von Bennweier aus zu erobern, nur ein Teil kam nach oben, der Rest blieb verwundet oder tot liegen. Die Truppe wird nach einem weiteren Angriffsversuch versprengt, nur wenige Soldaten finden den Weg nach Kientzheim zurück.

(Da der Gefechtsbericht vom 14.12. stammt, handelt es sich bei Schaller evtl. auch um dieses Datum)

Der Sigolsheimer Berg wird heute in der Bevölkerung zutreffend auch "Blutbuckel" genannt. Auf der östlichen Seite der "Zange" bei den Orten Bennwihir und Mittelwihir war ein Regiment eingesetzt, das unseren Mangel an Erfahrung offenbar noch übertroffen hat: *„Regiment Braun (2 Bataillone, davon 200 Mann HJ -Lehrgang für O.B., 500 Dienstgrade der Luftwaffe nach drei Tagen Umschulung, das gesamte Regiment bisher ohne Verbandsausbildung, nicht mal im Gruppenverband.“*(Gefechtsbericht)

André Hugel: Riquewihir, 14. 12. Aus dem Amt des Bürgermeisters: "Die letzte Nacht war sehr unruhig, Kanonendonner von zwei Seiten. Flüchtlinge: 107 aus Mittelwihir, 29 aus Bennwihir, 3 aus Ostheim, 10 Uhr wird Albert Irion von einem amerikanischen Soldaten erschossen."

Albert kam, uns wiederzusehen, in den Keller, wo wir Bridge spielten, um uns die Zeit zu vertreiben. Wir reden einen Moment und er gibt uns ein Blatt mit Bridge-Regeln. Er verlässt uns, um zum Büro des Bürgermeisters zu gehen. Ein paar Minuten später erfahren wir, dass er von einem amerikanischen Soldaten aus nächster Nähe getötet wurde. Er starb im Haus des Schuhmachers Rentz. Welches Drama! Vorgestern der Angriff der Deutschen, heute der Tod eines rechtschaffenen, von allen geschätzten Mannes.

Julien Behrel, 37, Kolonialwarenhändler aus Riquewahr, sagte am 5.2.1945 unter Eid aus (Archiv André Hugel):

“Gegen 10 Uhr vormittags wollte ich in die Mairie in der Rue Porte Neuve gehen. In der Nähe vom Eingang begegne ich Pierre Preiss von Mittelwahr, der sich mit Léon Finance und Albert Irion getroffen hat. Monsieur Preiss berichtet uns von den tragischen (schmerzlichen, traurigen) Ereignissen in Mittelwahr und wie er mit seiner Familie aus dem brennenden Ort geflohen ist. Plötzlich kommt ein amerikanischer Soldat. Soweit ich sehe, hat er unter dem Arm sein Gewehr in Anschlag. Er schreit etwas, was ich nicht verstehen konnte. Er wendete sich direkt an Albert Irion, der erschrocken gewesen sein muss wie wir alle und auf die Mitte der Straße zurücklief. Ich bin überzeugt, dass der Soldat uns verbieten wollte, eine Gruppe zu bilden. Ich folgte Léon Finance, der zu sich nach Hause ging. Ich habe kaum die Straßenecke erreicht, da höre ich zwei Schüsse und einen lauten Schrei. Als ich am Eingang des Restaurants von Monsieur Finance ankomme, sehe ich Albert Irion gekrümmt und sich den Bauch haltend zum Haus von Schuhmacher Rentz laufen, an der Ecke Grand' Rue und Rue de la Couronne.

Ich bin über die Rue de la Porte Neuve zurück, um nach Hause in die Rue Lateral zu kommen und habe noch immer Pierre Preiss fast an derselben Stelle gesehen, wo ich ihn verlassen hatte. Er hat mir gesagt, dass der Soldat auf Albert Irion geschossen hat.“

Wolfgang Krebs: Am 14. gegen 23 Uhr kam der Befehl, die Hohe Schwaertz zu räumen und zwar möglichst lautlos. In der Dunkelheit ging an der Sammelstelle jeder Überblick verloren, die Einheiten gerieten durcheinander. Alles stand unschlüssig herum oder versuchte, im Gewühl irgendeinen Kameraden zu entdecken. Glücklicherweise schien der Gegner nichts von dem Chaos zu bemerken. Dann ging der geflüsterte Befehl herum, sich auf eigene Faust ins Tal abzusetzen und in Wintzenheim bei Kolmar zu sammeln. Der Abstieg über den Südhang der Schwaertz, über den wir vor ein paar Tagen aufgestiegen waren, glich einer planlosen Flucht. Mit fünf oder sechs Versprengten anderer Einheiten finde ich mich wieder am 15. morgens auf der Straße nach Kolmar. In Wintzenheim hören wir, dass viele Waffen und Ausrüstung auf dem Berg zurückgeblieben sind. Man scheint nicht viel Aufhebens davon zu machen. Was hätte der Verlust auch nur e i n e s Teiles während der Ausbildung für Strafen nach sich gezogen!

Der Gefechtsbericht faßt zusammen: „Die Division sah voraus, dass die Führung der Regimenter Reimer, Braun und Ayrer erschwert sein würde, da a) die Regimenter über keinerlei oder nur unzureichende Nachrichtenmittel und Nachrichtenpersonal verfügten, b) die Mannschaften zwar zum größten Teil ausgesuchtes junges Menschenmaterial waren, deren Ausbildungsstand und Kampferfahrung jedoch bei weitem nicht den an eine Truppe im Großkampf zu stellenden Anforderungen genügten, c) die Regimenter und Bataillone für den harten Kampf, dazu für die Regimenter Reimer und Ayrer in unübersichtlichem Waldgelände, noch nicht genügend zusammengeschweißt waren, d) die Ausstattung an Spaten und Stahlhelmen bei einem Regiment nur zu etwa 15% vorhanden war... Den neu zugeführten Verbänden blieb keine ausreichende Zeit zur Erkundung ihrer Einsatzräume, da

einmal der endgültige Angriffsplan erst am 11.12. mittags festgelegt wurde, außerdem Teile (Regimenter Ayrer) erst bei Dunkelheit und während der Nacht zum 12.12. eintrafen.“

Nach eingehender Beschreibung des Unternehmens kommt der Bericht zum Schluss:

„Der Misserfolg des geplanten Unternehmens hat verschiedene Gründe. a) Aus der Tatsache, dass der Feind außer den vollen Regimentern 141 und 143 auch noch ein Bataillon des Regiments 142 sowie das Pionier-Bataillon der 36. Amerikanischen Division in den Kampf geworfen hat, geht hervor, dass acht vollen, bestens ausgerüsteten und gut ausgebildeten amerikanischen Bataillonen sechs eigene, zahlenmäßig volle, in Ausrüstung und Ausbildung aber unterlegene Bataillone gegenüber traten, dazu an Stellungstruppen Teile von zwei abgekämpften Regimentern in der Gesamtstärke von einem vollen Bataillon b) Der Munitionseinsatz des Gegners übertraf den eigenen um ein Vielfaches, besonders im Einsatz von Granat-Werfern war er uns weit überlegen. c) Die überlegene Ausstattung an Nachrichtenmitteln, besonders Funk, ermöglichte dem Feind eine besonders wendige Abwehr und schnellen konzentrierten Einsatz seiner schweren Waffen. Die eigene Angriffsführung, besonders innerhalb der unteren Verbände, krankte dagegen an dem Mangel der Fernsprechleitungen, die zudem bei dem starken Beschuss meistens ausfielen, sowie an dem fast völligen Fehlen von Funklinien. Ein beobachtetes Schiessen der Artillerie war dadurch an wichtigen Stellen meistens nicht durchführbar, eine wendige Feuerleitung ... nicht möglich. d) Der Amerikaner hatte durch vorhergegangene regelmäßige Ablösungen eine ausgeruhte und für den Großkampf frische Truppe zur Verfügung...“

André Hugel: (Die Tage nach dem 14.)

Eberhard Neher: (Wie kam er nach Katzenthal?) Am Freitag, dem 15. brachte man uns mit Bussen von Katzenthal nach Türckheim, wo wir den ganzen Tag in einer Auberge pennten. Typisch für die wirren und nervösen Kommandoverhältnisse war, dass wir abends nach Kolmar marschierten, wo wir unsere am 11. abgegebenen Tornister wieder abholten. Das hieß, wir werden nach rückwärts verlegt. Pustekuchen, am nächsten Morgen mußten wir die Tornister wieder abgeben. Wir marschierten am 17.12. über Ingersheim nach Ammerschweier, das zum Teil in Brand stand.

Der erste Angriff auf eine Bergstellung der Amis oberhalb des Ortes (heute befindet sich dort ein großes Holzkreuz) brachte die ersten Verluste nun auch in meiner dritten Kompanie. Wir drangen weiter vor Richtung Trois Epis, aber am Vormittag des 18. war ich dann gegen 11 Uhr der letzte Mann meines Zuges und marschierte ziemlich deprimiert nach Katzenthal zurück, wo ich sofort einer Kampfgruppe von Versprengten - wie ich einer war - zugeteilt und über die Weinberge wieder nach Ammerschweier beordert wurde.

Am Abend dieses Tages hatten wir uns in der Kirche des Ortes verschanzt (“versteckt“ wäre der bessere Ausdruck), als in der Dämmerung die ersten US-Panzer auf den Platz vor der Kirche kurvten. Mein erster Gedanke: Nix wie raus und Richtung Katzenthal in die Weinberge! Ich wollte damals nicht

in amerikanische Gefangenschaft kommen, obwohl ich von Kameraden, die schon in Gefangenschaft waren und zurückkommen konnten, gehört hatte, dass man "drüben" gut behandelt würde.

Wie dem auch war, ich stapfte allein durch die Weinberge. Auf halber Höhe in einem Waldstück traf ich auf einen Fernmeldebunker, in dem ständig Funksprüche eingingen und Feldtelefongespräche geführt wurden. Hellwach wurde ich, als eines der Gespräche um unseren Angriff am 12. auf Reichenweier ging. Ich bekam mit, dass an diesem Tage zwei Einheiten mit Artillerie, nämlich die Panzerbrigade „Feldherrnhalle“ und das SS-Begleitbataillon Himmler unseren nur mit Infanteriewaffen geführten Angriff hätten unterstützen sollen. Beide Einheiten trafen aber erst am 13.12. ein. Ich habe das hinterfragt, weil mich der Verlust meiner Kameraden sehr stark bewegt hat und ich - zu Recht oder Unrecht - vermute, dass diese Verluste hätten vermieden werden können.

Als braver Soldat verabschiedete ich mich in der Nacht von den freundlichen Fernmeldeleuten nach einem feinen Vesper und begab mich wieder in Katzenthal zur Truppe.

Wolfgang Krebs: Am 16.12. abends zogen wir nach Kolmar und begannen mit dem Verladen. Dann: "Einstellen! Zurück in die Quartiere!" Die Ardennenoffensive hatte begonnen, die Gerüchte blühten: Die deutschen Stoßarmeen seien an der ganzen Westfront mit neuen Waffen im Angriff, Lüttich bereits gefallen, 900 Flugzeuge abgeschossen. Später hieß es: Metz, Antwerpen und Brüssel sollen gefallen sein.

Die Euphorie war kurzlebig. Statt Abfahrt ins Hinterland fanden wir uns am 17. auf dem Weg zu neuem Einsatz. In Irgertsheim Tieffliegerangriff. Hans und ich retten uns hinter einen Brückenpfeiler. Auf dem Weg vorbei am zerstörten Ammerschweier kamen uns junge Leute von der Waffen-SS entgegen. Sie wirkten verstört und mitgenommen. In Kaysersberg seien einige Panzer durchgebrochen.

Wir befürchteten, dort eingesetzt zu werden, bogen aber nach Westen ab auf eine Höhe hinter Katzenthal. Wieder hatten wir Glück; als Regimentsreserve versorgten wir die vordere Linie mit Munition und Verpflegung. Die damit verbundene Schlepperei nahmen wir gern in Kauf, blieben wir doch außerhalb der unmittelbaren Gefahrenzone. In Sicherheit waren wir jedoch nie, denn die amerikanischen Granatwerfer konnten uns überall erreichen. Auf einer unserer Touren, auf einer Lichtung, hätte es Hans beinahe erwischt. Wir hatten uns gerade hingeworfen, als er noch einmal aufsprang und auf die kleine Mulde zulief, in die ich mich hatte fallen lassen. Im nächsten Moment schlug es dort ein, wo er herkam. Neben uns säbelte es einen armdicken Baum um.

Am Ziel eines nächtlichen Verpflegungstransports, einer Waldwiese, übergaben wir unsere Lasten und legten uns zu kurzer Rast in die Nähe einer Reihe anderer Schläfer. Ein Soldat sagte uns, das seien alles Tote, Gefallene unserer Schützenkompanie, die einen Berg zu stürmen hatte. Man habe sie mit aufgepflanztem Bajonett angreifen lassen, sie seien von den Amerikanern, die oben zum Teil aufrecht standen, regelrecht abgeschossen worden. Die hier auf der Wiese habe man zurückbringen können,

viele lägen noch am Hang.

Die Lust zum Ausruhen war uns vergangen. Nach der Rückkehr verkrochen wir uns ins Erdloch. Von dort, wo der Angriff stattgefunden hatte, hörten wir in der Nacht das Schreien eines Verwundeten. Er rief immer wieder nach seiner Mutter. Sein jämmerliches "Mama! Mama!" ist eine der schrecklichsten Erinnerungen an diese Tage. Als wir am Morgen nach dem Jungen fragten, sagte man uns, er sei nicht zu bergen, man riskiere sonst weitere Tote.

Eberhard Neher: Man teilte mich wieder einem wild zusammengestellten Haufen zu, der vormittags angreifen sollte, aber dann doch in einem mörderischen Sperrfeuer der Amis kurz vor Ammerschweier liegen blieb, so dass wir uns eingraben mussten. Schon am nächsten Vormittag wieder ein Angriff, der aber auch kläglich scheiterte. Nachmittags und nachts in Katzenthal geblieben und schließlich am 21. 12. früh mit Proviantrucksäcken in unsere Kampflinie aufgestiegen oberhalb des Ortes und der Burg Wineck. Dort haben wir dann in einem Erdloch zu zweit die folgenden Tage zum Teil bei eisiger Kälte über die Festtage mit einem traurigen Weihnachtsfest bis zum 9.1.45 zugebracht.

Wolfgang Krebs: Am 22. Dezember durften wir uns in Katzenthal ausruhen. Der Ort war schwer beschossen worden und brannte an einigen Stellen. Unser Quartier war ein Weinkeller, der auch als Verbandsplatz benutzt wurde. In großen Fässern gluckerte es und roch verführerisch nach dem gärenden Most. Die ganze Nacht stöhnten die Verwundeten, einige Male schlug es in der Nähe ein, von den Wänden rieselte der Mörtel. Ich hatte in dieser Nacht dem Ortskommandanten eine Meldung zu überbringen. In einem verqualmten Keller begegnete ich leibhaftig dem ersten "Kriegshelden" meines Lebens. Ein SS-Offizier im Leutnantsrang mit elf Panzerabschüssen - die Abzeichen bedeckten seinen Ärmel - saß lässig am Tisch in der Runde von jungen SS-Leuten, alle angetrunken. Er nahm meine Meldung herablassend entgegen und blaffte mich aus irgendeinem Grunde an. Sein Anhang lachte schallend. Mit rotem Kopf verließ ich den Keller.

Ein anderer Vorgesetzter lieferte uns eine Lektion zur viel gepriesenen "Kameradschaft". Ein äußerlich jovialer, älterer Oberfeldwebel hatte unsere Gruppe übernommen, mit ihm zogen wir wieder auf den Berg. Wir sollten uns eingraben, zuerst jedoch mussten wir ihm einen Erdbunker bauen, etwa 2 auf 2,50 und 1,50 Meter tief. Zur Abdeckung füllten wir armdicke Bäume. Als es dämmerte, durften wir uns den eigenen Deckungslöchern widmen. Erschöpft von der Arbeit und wegen der Dunkelheit brachten wir es nur zu einer Mulde von vielleicht 50 Zentimetern Tiefe, in die wir uns gegenüber setzten und die Beine ineinander steckten. Wieder einmal froren wir erbärmlich.

Am nächsten Tag mussten wir noch einmal am Bunker des Feldwebels arbeiten. Wir verbargen unsere Schadenfreude nicht, als er seine Behausung verlassen musste, weil wir am Morgen des 24. nach Katzenthal zurückzogen. Viel Zeit blieb uns nicht, in einem warmen Keller und mit der Post von zu Hause etwas Weihnachtsstimmung zu genießen. Draußen schlugen immer wieder Granaten ein. Nachmittags mussten wir zweimal hinaus auf den Berg und Verwundete zurücktragen. Jemand glaubte gehört zu haben, unser ehemaliger Lehrgang habe inzwischen 900 Tote und Verwundete zu

verzeichnen.

Am Ersten Feiertag wurden wir zum Feuerlöschen geholt. Fast der ganze Ort brannte. Wir bedienten eine uralte Handfeuerspritze, sie bewirkte wenig. Es war eiskalt. Mit der Dunkelheit wurde die Szenerie gespenstisch. Von Treffern blieben wir zum Glück verschont. Nach einem relativ ruhigen Tag ging das Gerücht um, wir würden abgelöst, doch am 26. Dezember kam der Befehl: "Fertigmachen zum Einsatz". Wir fielen in ein tiefes Stimmungsloch, aber was half das schon.

Mit beginnender Dunkelheit ging es durch die Ausläufer von Kolmar nach Norden bis zu einem kleinen Ort mit dem schönen Namen Rosenkranz. Dort bogen wir nach Westen ab zu einem kleinen Fluss, vermutlich der Fecht. Aus einem Waldstück in unserer Nähe schossen Raketenwerfer, im Westen um Sigolsheim sah man das Blitzen von Abschüssen. Wir querten eine Brücke, an der getarnt ein Sturmgeschütz stand, daneben rauchend und frierend die Besatzung.

Wir mussten uns am feindseitigen Ufer eingraben, doch schon nach wenigen Spatenstichen drang Wasser hoch. So entstand nur eine flache Mulde, deren Rand wir an der Frontseite etwas erhöhten. Den Boden legten wir mit Reisig aus. Wir fragten uns, weshalb wir nicht hinter dem Bach in Stellung gingen. Wollte man uns die Fluchtmöglichkeit versperren? Wir seien vorderste Linie und müssten scharf in Richtung Feind aufpassen, hieß es.

Es war sehr kalt, Hans und ich krochen so gut es ging aneinander, umschichtig versuchten wir zu schlafen. Der 27. verging, ohne dass wir etwas von den Amerikanern sahen, nur vereinzelt gab es Granatwerfer- und Artilleriefeuer in der Umgebung. Am Morgen des 28. erfasste uns Geschützfeuer, es schien aus unserem Rücken zu kommen. Bald waren wir überzeugt, dass es sich um eigene Artillerie handelte.

Bevor jemand Signale zur Feueereinstellung abgeben konnten, gab es einen Treffer dicht neben uns. Ich spürte einen Schlag gegen meine ganze Körperseite, die ich gegen die Wand der Mulde gepresst hatte und dachte: Jetzt hat es mich erwischt. Die Einschläge wanderten weiter. Ich versuchte, meine Glieder zu bewegen, sie gehorchten mir. Auch Hans rührte sich und war unverletzt.

Im Lauf des Tages spürte ich, dass mein rechtes Knie etwas abbekommen hatte, und als wir am Abend abgelöst wurden, schmerzte der linke Oberschenkel. Das Gehen fiel mir schwer, nur mit Hilfe der Gefährten schaffte ich die etwa zehn Kilometer bis in ein neues Quartier in Niedermorschweier. Das nördlich davon gelegene Katzenthal war inzwischen als unbewohnbar aufgegeben worden. Eine wunderbar warme Unterkunft empfing uns, ein sicherer Keller, in dem ein Kanonenofen bullerte. Von draußen hörten wir die ganze Nacht Einschläge. Trotz der Wärme begann ich zu zittern, und als ich im Lauf der Nacht die Ofenwache übernahm, kroch ich ganz nah an das heiße Eisen heran. Das Fieber nahm zu, am Morgen meldete ich mich ab zum Verbandsplatz.

Ein sehr freundlicher älterer Arzt stellte unter der rechten Kniescheibe eine fingertiefe Streifverletzung durch Granatsplitter fest. Im linken Oberschenkel stecke ein winziges Metallteilchen, das verursache die starken Schmerzen. Ich wurde verbunden und zum Hauptverbandsplatz nach Kolmar geschickt. Beim Abschied von den Gefährten erfuhr ich, sie hätten am Abend einen Stoßtrupp vor sich, bei dem Gefangene gemacht werden sollten.

Das Fieber, die Tetanuspritze und ein sonniger Tag hatten mich in einen leichten Rausch versetzt, die wenigen Kilometer bis Kolmar legte ich wie in Trance zurück. Deshalb weiß ich wohl auch nichts mehr vom Hauptverbandsplatz. Ich sehe mich erst wieder, als ich mit frischem Verband und fünf anderen Verletzten in einen Sanitätswagen verladen werde. Auf einer Fähre brachte man uns über den Rhein, Endstation war ein Lazarett in Emmendingen.

Ich bin überzeugt, ein älterer Soldat mit meinen paar Kratzern wäre bald wieder an der Front gelandet. Die Kriegslage und mein Milchgesicht waren wohl der Grund, dass die Ärzte, auf die ich traf, Mitleid mit mir hatten. Wir kamen in ein Lazarett bei Zwickau. Dort hörten wir vom Ende des Brückenkopfes um Kolmar.

Von Harry und unserer kurzen Freundschaft sind mir ein paar handschriftliche Zeilen geblieben und eine Karikatur, auf der er uns mit vollem "Gefechtsgepäck" skizziert hat. Nach dem Krieg erhielt ich seine Todesanzeige. Man hatte ihn nachträglich zum Gefreiten befördert. Dann heißt es; "Mit seinem Heldentod gab er sein Höchstes für Deutschlands Freiheit und sein geliebtes Vaterland. Unsere ganze Hoffnung liegt in einem fernen Soldatengrab." Sein Grab wurde bis heute nicht gefunden. "Heldentod".

Vierzehn Tage Genesungsurlaub bei meiner Familie in Weimar. Kurz vor dem Ende besuche ich eine Kundgebung, es spricht Gauleiter Sauckel. Er schimpft auf die Alliierten und versteigt sich zu der Aussage: "Sie werden es nicht wagen, diese Stadt der Kultur anzugreifen." So ähnlich. Das "Sie werden es nicht wagen!" noch im Kopf, erlebe ich am nächsten Tag den Luftangriff auf meine Heimatstadt. Bis heute kann ich den Gedanken nicht verdrängen: Das war die prompte Antwort auf Sauckels Großmäuligkeit.

Am 13. Februar musste ich mit sehr gemischten Gefühlen zurück nach Butzbach. Die Reise in voll gestopften Zügen auf zum Teil mühsam geflickten eingleisigen Strecken dauerte einen Tag und eine Nacht. Einmal fuhr ich im Bremserhäuschen, einmal auf dem Trittbrett, ein paar Mal gab es Unterbrechungen durch Fliegeralarm.

Die alte Kaserne war noch unbeschädigt, was ich mit "leider" kommentierte. Die Befürchtung jedoch, wieder in eine Ausbildung zu geraten, war unbegründet. Eine Woche verging mit Revierreinigen und anderen nützlichen und unnützen Tätigkeiten. Die alliierten Bomber verhalfen uns zu häufigen Freizeiten im Keller. Am Ende dieser Tage wurden wir Rückkehrer vom Elsass-Einsatz zu Unteroffizieren und Gefreiten befördert. Ich gehörte zu letzteren, man bezeichnete uns mit tröstendem Unterton als "noch nicht geeignet". Eine leise Enttäuschung verlor sich bald, ich hatte wenig Vertrauen

in meine Eignung zum Vorgesetzten.

Am 20. Februar ging es - zusammen mit Hans S., der unversehrt aus Kolmar zurückgekommen war - mit einigen Unterbrechungen durch Tiefflieger zurück nach Fulda in die Genesungskompanie, einem zusammen gewürfelten Haufen aus alten und jungen Soldaten mit ziemlich gelockerter Disziplin. Der Dienst bestand aus ein paar Gefechtsübungen, die nichts anderes waren als Beschäftigungstherapie. Die näher kommende Front lieferte eine deutliche Geräuschkulisse, besonders bei Nachtübungen war das wohlbekannte Grollen deutlich zu vernehmen. Hier im "Ersatzhaufen tat man so, als sei normale Etappenzeit. Am 25. 2. notierte ich: "Im Westen haben die Amerikaner ihre Offensive begonnen". Die schönfärberischen Wehrmachtsberichte konnten kaum mehr etwas vertuschen.

Eines Tages wurden Kämpfe an den Spicherer Höhen südlich Saarbrücken erwähnt. Die Erstürmung dieser Hügel im 70er Krieg war für mich von der gleichen Qualität wie die Langemarck-Legende aus Weltkrieg Nr .1, der ich etliche "Feierstunden" zu verdanken habe. Jetzt sagte mir die Erwähnung im Wehrmachtsbericht nichts anderes als: So nah sind sie uns schon gekommen.

Da ich zu denjenigen gehörte, die glaubten, mit dem "Faust" im Tornister in den Krieg ziehen zu müssen, machte mir ein später Rückkehrer aus dem Elsass-Einsatz eine große Freude, als er meine Taschenausgabe wiederbrachte, die mit meinem Gepäck in Kolmar verloren gegangen war. In Fulda hatte es schon mehrere Luftangriffe gegeben. Wir mussten Bombentrichter zuschippen und Trümmer wegräumen. Unser außerhalb auf einer Anhöhe gelegener und aus der Luft gut erkennbarer Kasernenkomplex blieb verschont, ganz gewiss dachten die Amerikaner an ihre künftigen Behausungen im besetzten Deutschland.

Am 11. März durften wir zum "Heldengedenken" den musikalischen Hintergrund liefern und einschlägige Lieder singen. Mir gingen dabei die Gefährten vom Kolmar-Einsatz durch den Kopf. "Heldisches" hatte ich an ihnen nicht entdeckt.

Am 13. März wurde ich als Hilfsausbilder zur Maschinengewehr-Kompanie versetzt. Man hatte den Rekruten-Jahrgang 1928 eingezogen, sogar einige 1929er waren dabei. Ich kam mir gegenüber diesen Kindern wie ein alter Soldat vor, nur mit der Erfahrung haperte es. Ich sollte z.B. meiner Gruppe das MG 34 erklären, in der ersten Kriegszeit das Standard-MG der Wehrmacht mit recht komplizierter Mechanik. Ich hatte es nie richtig kapiert, war auch seit langem nur mit dem einfach funktionierenden MG 42 vertraut, das längst das ältere und sehr anfällige Modell hätte ersetzen müssen, wäre unsere Waffenproduktion den Anforderungen nachgekommen. Wie ich es schaffte, meinen Rekruten dennoch einige Kenntnisse zu vermitteln, weiß ich heute nicht mehr.

20. 3.: "Amerikaner stoßen durch das Lahntal vor" steht im Tagebuch. Wir bemühten uns, den Neuen Grunderfahrungen beizubringen: Viel Geländedienst, kaum Exerzieren, Schießausbildung. Alle zusammen schoben wir Kohldampf, trotz der zumindest verbal vollmundigen "Zusatzverpflegung

Jahrgang 26 und jünger“.

23.3.45: Zwischen Koblenz und Mainz, wo der Widerstand erloschen ist, entstand dadurch eine kritische Lage, dass 200 Mann mit Panzern bei Oppenheim übersetzten und bis Groß-Gerau... vorstießen.

(Kriegstagebuch des OKW, Bd.IV, S. 1194)

Am 23. März hieß es wieder einmal: "Alarm! Die Kompanie wird eingekleidet". Sollten wir mit unseren Jungs etwa zum Einsatz kommen? Das war bei der noch kaum begonnenen Ausbildung völlig unverständlich. Aber wir hatten ja keine Ahnung, wem alles im letzten Kriegsmonat noch Waffen in die Hand gedrückt wurden.

24.3.: Im Brückenkopf von Oppenheim drang der Feind weiter vor.

(ebd. S.1197)

Ani 25. 3. erging der Führerbefehl, alle Heimatkräfte an die Front zu werfen (Decknamen: "West.-" und "Ostgoten-Bewegung")

(ebd. S.1314)

In der Kaserne wurden immer häufiger Zweifel an den offiziellen Mitteilungen laut. Und kaum jemand widersprach. Verwunderlich, dass sich in unserer Truppe kein einziger Fanatiker vernehmen ließ. Im Tagebuch versicherte ich mir immer noch: "Wir müssen den Krieg gewinnen". Niederlage meines Volkes- das konnte oder wollte ich nicht denken.

Am 25.März verluden wir Waffen und Gepäck auf Pferdewagen - von motorisierten Fahrzeugen war weit und breit nichts zu sehen - und marschierten Richtung Westen, dann am Rand des Vogelsberges nach Süden. Wir marschierten mit kurzen Rastpausen den ganzen Tag und die folgende Nacht.

25.3.: Den Oppenheimer Kopf erweiterte der Feind nach Nordosten und Südosten... (ebd. S. 1198)

Am 26.3. rasteten wir in einem Dorf bei Büdingen. Die neuen Rekruten waren am Ende ihrer Kräfte. Irgendwer in der Befehlshierarchie hatte plötzlich den erstaunlichen Einfall, alle Neuen vom Jahrgang 28 nach Fulda zurückzuschicken. Wir sahen sie davon humpeln, denn fast alle hatten sich - der langen Märsche ungewohnt - die Füße wund gelaufen. Wozu hatte man sie mitgenommen? Dass sie keinen "Kampfwert" besaßen, war doch schon in Fulda klar gewesen. Trotz unserer Obrigkeitshörigkeit empfanden wir den ganzen Vorgang als widersinnig.

Der Rest unserer Truppe wurde umorganisiert. Ich hatte von nun an die Lafette eines Schweren Maschinengewehrs zu tragen. Als Handwaffe bekam ich ein tschechisches Gewehr, für das aber bis zu seinem Ende - ich glaube, es landete in einem Straßengraben - keine Munition aufzutreiben war. Man informierte uns, dass die Amerikaner am Main Brückenköpfe gebildet hätten, bei Gelnhäusen seien bereits Panzerspitzen gemeldet worden. Das war nur 15 Kilometer von uns entfernt.

26.3.: ...konnte der Gegner südlich Frankfurt seinen Vorstoß beträchtlich erweitern. Er drückte die eigenen Kräfte auf das Waldgebiet zurück und nahm Darmstadt ...Bei Hanau eine Brücke nur halb gesprengt. Bei Aschaffenburg, wo die Eisenbahnbrücke nicht mehr gesprengt wurde, heftige Kämpfe... Es wurde befohlen, gegen das Zeigen weißer Tücher... energisch vorzugehen. (ebd. 5.1200/120))

Am Abend des 27.3. ging es weiter Richtung Gelnhausen, also wurde es wohl ernst. Wir marschierten nach Süden, doch von Amerikanern war nichts zu hören und zu sehen. In den Dörfern hingen weiße Fahnen aus den Fenstern, und wie die Elsässer in Kolmar verhielt sich die Bevölkerung ausgesprochen unfreundlich. Man konnte es ihnen nicht verdenken, ich jedoch notierte: "Undank ist der Welt Lohn". Dagegen fand ich es verständlich, dass einige unserer Rekruten abhanden kamen, sie hatten sich einfach verdrückt. Es waren spät eingezogene 1927er, die erst vor einer Woche zu uns gekommen waren. Man hatte sie unverständlicherweise nicht mit dem Jahrgang 1928 nach Fulda zurückgeschickt. Ich hoffe, sie sind damals durchgekommen und nicht der zu diesem Zeitpunkt gnadenlosen Feldpolizei oder SS in die Hände gefallen. Unsere Vorgesetzten nahmen die Desertion hin, wie überhaupt der Eindruck entstand, dass sie nur noch das Notwendigste taten und sich nicht nach "Feindberührung" drängten. Fatalismus breitete sich aus, in seiner Folge allgemeine Lässigkeit.

27.3.: „Aus dem Brückenkopf von Remagen gelang den Amerikanern der Durchbruch ... Spitzen kamen bis in den Raum Limburg ... Über dem Main konnte (der Gegner) einige kleine Brückenköpfe bilden. Nach Osten stieß er bis Aschaffenburg durch und erreichte heute um 6.05 Lohr am Main mit 30-50 Panzern.“ (ebd.S. 1203)

Von dem Marsch, der in der Nacht auf einem Hügel hinter Alzenau am Rand des Spessart endete, habe ich nichts in Erinnerung behalten, umso mehr von den Wochen, die nun folgten. Bezeichnend für die kommenden Ereignisse war die Situation am Morgen des 28.3. Es war ein sonniger Tag, wir hatten gute Sicht. Wir sollten gegen Alzenau sichern und beim Auftauchen des Feindes das Feuer eröffnen. Auf den Hügeln westlich von uns, in fünf bis zehn Kilometer Entfernung, konnten wir Panzerfahrzeuge ausmachen. Unser Schweres MG war aufgebaut, aber wir hatten weder eine Panzerfaust noch Handgranaten.

Als sich tatsächlich am Rand des Ortes einige Amerikaner bewegten, offensichtlich ein Spähtrupp, wollten wir schießen, doch das MG hatte Ladehemmung. Nach mehreren Versuchen stellten wir fest, dass die Patronengurte nur Leuchtspurmunition enthielten. Worüber man uns nie informiert hatte, erklärte unser Truppführer: Leuchtspurmunition habe zu wenig Rückstoß und dürfe nur als jeweils dritte oder vierte Patrone im Gurt enthalten sein.

Wir konnten nicht lange darüber nachdenken, ob hier Sabotage vorlag, weil Granatwerferfeuer begann. Obwohl es noch nicht in unsere Nähe kam, zogen wir uns zurück. Ich weiß nicht mehr, was mit dem schußunfähigen MG geschah. Wir schleppten es sicherlich noch ein paar Kilometer mit, ohne

jemanden zu treffen, der uns korrekt bestückte Gurte besorgen konnte. Wir hatten den Eindruck, auf uns allein gestellt zu sein.

Beim Zurückgehen hielten wir uns am Waldrand und nutzten Büsche und Bäume als Deckung. Die amerikanischen Granatwerfer, das merkten wir bald, schossen tagsüber auf alles, was sich auf unserer Seite bewegte. Wir gaben deshalb selber keinen Schuss mehr ab.

So vergingen ein Tag und zwei Nächte. Unter den Gefährten wurde jetzt offen über die Niederlage gesprochen. Ohne Widerspruch sagten einer von ihnen: "Die Partei hat uns belogen und betrogen und an den Sieg und neue Waffen glauben lassen. Jetzt müssen wir weiter Widerstand leisten, damit sie noch einige Zeit zu leben haben." Das traf den Sachverhalt genau, doch ich wollte und wollte es nicht glauben und fuhr nach dieser Notiz mit einer peinlichen, heftig den Führer beschwörenden Tirade fort. Je länger dieser Nicht-mehr-Krieg dauerte, desto leerer wurden die Formeln, mit denen ich der Realität zu widersprechen versuchte.

29.3.: "(6. Tag nach dem Übergang bei Oppenheim). Die 4.amerik. Pz.-Div. jetzt im Stoß nach Norden. Erreicht wurden Nidda - Münzenberg... Vorstoß über Wetzlar.. Bei Hanau wurden die eigenen Kräfte vom Main abgedrängt... (ebd.S. 1209)

Nach dem Krieg traf ich einen Schulkameraden, der mir berichtete, wie das "Abdrängen" der "eigenen Kräfte vom Main" bei seiner Kompanie aussah. Wider alle Vernunft hätten sie sich in einem völlig übersichtlichen Gelände eingraben müssen. Amerikanische Panzer entdeckten die Stellung und schossen auf die einzelnen Deckungslöcher. Bevor sich seine Einheit ergeben konnte, seien viele getötet, er und einige andere schwer verwundet worden.

Bei Michelbach, etwa fünf Kilometer nordöstlich Alzenau stießen wir am 30.3. auf ein stattliches Jagdhaus. „Haus Waldeck“ lag - und liegt heute noch - über dem Ort unter hohen Bäumen am Rand der endlosen Spessartwälder, für uns eine Erscheinung wie aus dem Märchenbuch. Einige ältere Frauen begrüßten uns und boten Unteroffizier M., unserem Truppführer, und mir Nachtquartier, die anderen durften im Garten kampieren. Das Märchen setzte sich fort, als wir zum Essen eingeladen wurden und wir uns beim Schein einer Öllampe lange entbehrten Genüssen hingaben.

Hinterher saßen wir noch lange mit der Besitzerin zusammen, einer Frau von R. aus einer alten Frankfurter Kaufmannsfamilie. Das Gespräch entführte uns in eine ganz und gar unwirkliche Welt. Frau R. erwies sich als Dichterin und las uns einige von östlichem Denken beeinflusste Gedichte vor. Sie wolle "zur geistigen Gesundung unseres Volkes beitragen, das durch den Nationalsozialismus, der zweifellos einige gute Gedanken beinhalte, auf den falschen Weg geführt worden ist". Es waren für mich nie gehörte Töne, und mein romantisch anfälliges Gemüt badete in lange nicht empfundenen Gefühlen. Der Krieg war weit weg.

Am nächsten Morgen hatte er uns wieder. Auf dem Grundstück waren in der Nacht ungarische Soldaten eingetroffen, die uns einen höchst zweifelhaften Eindruck machten. Da wir sie später nicht mehr zu Gesicht bekamen, ist es durchaus möglich, dass sie sich den Amerikanern ergeben haben, die im Lauf des Vormittags in Michelbach einrückten.

30.3.: *„Beim Vogelsberg westlich Fulda Kämpfe. In Frankfurt Erlöschen des eigenen Widerstandes. Bei Hanau stieß der Gegner in nordostwärtiger Richtung vor.“*
(ebd.S. 1211)

Nachdem uns die Märchenfee mit vielen guten Wünschen verabschiedet hatte, zogen wir uns entlang einer Talstraße zurück, die in den Spessart hineinführte. Wir benutzten einen Waldweg in halber Höhe, der uns Deckung und Sicht auf die Straße bot. Ein paar hundert Meter weiter, Haus Waldeck war nicht mehr zu sehen, gruben wir uns ein. Ich schrieb meine ganze Verwirrung in das kleine Heft, das ich als Tagebuch führte: "Haus Waldeck brachte mir neue Hoffnung und neue Zweifel. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Es kann nicht sein, dass dieser Krieg verloren ist. Und doch muss ich es glauben. Morgen ist Ostern. Könnte das nicht ein gutes Zeichen sein? Soll all das dem Feind in die Hände fallen? Nein! Nein! Nein! Das ist unmöglich. Und doch lebe ich, ob ich will oder nicht, schon in dem Gedanken, dass der Krieg verloren ist."

Weiter unten im Tal begann es zu schießen, dann erschien unter unserer Stellung ein amerikanischer Jeep mit drei Soldaten, sie bewegten sich ganz ungezwungen. Wir rührten uns nicht. Jemand sagte, wir sollten zurückgehen, wir standen vorsichtig auf. Diese Bewegung mussten sie da unten bemerkt haben. Sie drehten seelenruhig ihr am Jeep befestigtes MG zu uns her und gaben eine Salve ab. Ich stand halb hinter einem Baum, als ich ein Reißen an meiner Kleidung spürte. Später sah ich nach und fand die Löcher im Mantel. Ein Geschöß hatte in Höhe der Hüfte den Stoff zerrissen. Die drei Amerikaner fuhren in hohem Tempo zurück nach Michelbach, kurze Zeit danach schossen Granatwerfer auf die Stelle, die wir eben verlassen hatten. Wir konnten nicht anders, wir mussten ihre Präzision bewundern.

Wir liefen tiefer in den Wald, eine Verbindung zu anderen Gruppen unserer Einheit hatten wir nicht mehr. Wie wir die Nacht verbrachten, habe ich vergessen. Sicherlich verkrochen wir uns irgendwo ins Gebüsch. Auf dem Boden zu schlafen, waren wir mittlerweile gewöhnt. Glücklicherweise war die Temperatur angestiegen, wir mussten nicht mehr frieren.

Irgendwie schlugen wir uns durch den Wald, bis wir bei dem kleinen Ort Mömbris die Straße wieder einsehen konnten, die wir wegen des amerikanischen Jeeps verlassen hatten. Im Dorf sahen wir Soldaten, beim Näherkommen erkannten wir die deutschen Uniformen, es war unsere Einheit. Wir meldeten uns beim Kompanieführer zurück und berichteten. Man wies uns in einer Scheune Quartier an, am nächsten Tag sollte es erst weitergehen.

Am 2. April morgens vermissten wir unseren Unteroffizier M. Verwundert nahmen wir zur Kenntnis, dass sich unsere Führung nicht besonders dafür interessierte. Wir hörten nichts mehr von ihm. Das ganze Bataillon oder was von ihm übrig war hatte sich zusammengefunden. Sogar zwei motorisierte Panzerabwehrgeschütze, die ich vorher nie gesehen hatte, waren dabei. Sie deckten den Rückzug. Mit weiten Abständen von Mann zu Mann zogen wir los. Ab und zu stießen Jagdbomber auf die Kolonne herunter und zwangen uns in den Straßengraben. Glücklicherweise schossen sie ungenau, es gab keine Verluste.

3.4.: *„In Kassel drang der Feind ein ... An der oberen Fulda bildete der Gegner 2 Brückenköpfe. Suhl ist noch in eigener Hand ... In Fulda scheint der Feind eingedrungen zu sein. Im Spessart gleiche Lage. Von Bad Orb stieß der Feind auf Lohr vor.. An Würzburg schob sich der Feind heran, Aschaffenburg ging verloren...“*
(ebd.S. 1220)

Die Straße führte entlang des Flüsschens Kahl quer durch den Spessart. Hinter der Ortschaft Schöllkrippen bogen wir auf eine Nebenstraße ab, die bald in einen befestigten Waldweg überging. Bei einer Steigung schob ein Zivilist sein Fahrrad neben uns her. Weil er braune Parteistiefel trug, fragten wir ihn aus. Er teilte uns bereitwillig mit, er sei Ortsgruppenleiter und auf der Flucht vor den Amerikanern. Da er recht sympathisch war, bot er unserer Abneigung gegen Parteifunktionäre keine Reibungsfläche. Als der Weg wieder flacher verlief, wünschte er uns Glück und fuhr davon.

In Erinnerung behalten habe ich ein Dorf Wiesen und nicht weit davon den Weiler Mosborn. Bei einer Rast im Wald, wo wir unsere letzten Essvorräte verspeisten, sah ich noch einmal die ganze Kompanie. Danach waren wir - wieso, weiß ich nicht mehr - zusammen mit dem Kompaniechef einem älteren Hauptmann, noch dreißig Mann. Auch Hans 5. war bei uns geblieben.

Südöstlich aus dem Maintal hörten wir mehrfach Gefechtslärm. Dort schienen uns die Amerikaner schon weit voraus zu sein. Als wir uns einer Straße näherten, sahen wir einen feindlichen Spähtrupp und gingen in einer Mulde in Deckung. Die Soldaten liefen, Gewehre im Anschlag, nicht weit von uns vorbei. Nachdem wir sie nicht mehr sehen konnten, zogen wir uns tiefer in den Wald zurück. In der Nacht passierten wir eine größere Straße und versuchten, zwei-, dreimal an Dörfer heranzukommen, um eine Unterkunft zu suchen. Jedes Mal kamen unsere Späher zurück, überall waren bereits die Amerikaner. Schemenhaft erinnere ich mich noch einer Situation, die ich nicht mehr genau einordnen kann: Wir hockten im Unterholz nicht weit von einem breiteren Waldweg, es wurde bereits dunkel. Ein Vorgesetzter befiehlt absolute Stille. Motorgeräusche, Autoscheinwerfer, wir hören englische Gesprächsfetzen. Nach scheinbar endlosen Minuten entfernen sich die Geräusche.

Im Morgengrauen des 4. April, auf einem Berg in der Nähe des Ortes Wohnrod, informierte uns der Hauptmann, dass ringsum alles vom Feind besetzt sei. Er hielt es für richtig zu versuchen, sich in kleinen Gruppen von drei, vier Mann nach Osten zu den eigenen Linien durchzuschlagen. Wir verstanden: Geht nach Hause, wenn ihr könnt. Mag sein, dass bei uns der Wunsch der Vater des

Gedankens war, doch dieser alte Offizier wusste längst, was es mit den eigenen Linien auf sich hatte. Aber selbst wenn wir gewollt hätten, in den nächsten Tagen erlebten wir, wie aussichtslos dieser Versuch gewesen wäre.

4.4.: *„Gotha, das der Feind auf der Autobahn erreichte, ging verloren.. .Meiningen ist eingeschlossen. In Suhl Kämpfe... Kämpfe im Raum Würzburg und Ochsenfurt... Weitere Kämpfe bei Neckarsulm und Heilbronn.. .Die Linie verläuft jetzt im Großen: Suhl - Schlüchtern - Karlstadt - Würzburg - Heilbronn...“*
(ebd.S. 1223)

Hans S., Dieter F., ein Junge vom Jahrgang 27, und ich taten uns zusammen. In Abständen von fünf Minuten wurden die Gruppen auf den Weg geschickt. Bald waren wir allein und stapften durch den Wald Richtung Nordost. Wir drei waren uns einig, dass wir Thüringen erreichen wollten. Also kein Krieg mehr, deshalb vergruben wir zuerst einmal unsere spärliche Bewaffnung, eine Pistole und zwei Gewehre. Uns war klar, größere Wege mussten wir vermeiden, wollten wir nicht den Amerikanern in die Hände laufen.

An einer gut zu übersehenden Stelle überquerten wir die Straße zwischen Spessart und Rhön und näherten uns vorsichtig einem einsam gelegenen Bauernhof. Die Bewohner waren nicht zu sehen bis auf einen sehr alten Mann, der uns immerhin sagen konnte, dass die „Amis“ zwar dagewesen, aber bald wieder verschwunden seien. Das Anwesen hieß Dittenbrunner Hof, und wir sollten dort den Weg hinaufgehen, der führe in unsere Richtung.

Da uns der Hunger zu quälen begann, wollten wir unbedingt an eine Ortschaft heran. Wir kamen an eine Straße und sahen in der Ferne ein Ortsschild. Beim Näherkommen konnten wir „Roßbach“ entziffern. Weiter weg, bei den ersten Häusern, bewegten sich ein paar Gestalten. Offenbar waren wir aber zu nahe an den Straßenrand gekommen, denn die dort drüben rissen die Gewehre hoch und schossen auf uns. Wir waren schneller und rannten so schnell wir konnten zurück in den Wald. Ich weiß nicht, wie lange wir liefen, jedenfalls verloren wir jede Orientierung. Da es dunkel wurde, suchten wir im Unterholz eine Stelle zum Schlafen. Ein mit Baumrinde abgedecktes Gestell bot notdürftig Unterschlupf.

5.4.: *„Südlich Gotha weitere Kämpfe.. .Suhl ging verloren. Im Spessart hielten sich eigene Kräfte im Wesentlichen.“*
(ebdS. 1225)

Die Nacht war kalt, wir brachen in der Morgendämmerung auf. Eine Orientierung war im morgendlichen Dunst unmöglich. Auf gut Glück liefen wir weiter und landeten nach Stunden wieder am Dittenbrunner Hof. Noch immer waren keine Amerikaner zu sehen, dafür aber drei merkwürdige Männer in Räuberzivil, die sich als Knechte des Hofes ausgaben. Sie hackten und sägten und waren sehr unzugänglich. Wir wollten ihre Situation nicht verschlechtern, denn sechs „Knechte“ auf einem Hof hätten keine Kontrolle überstanden. Also machten wir uns wieder auf den Weg. Unsere Kräfte

nahmen langsam ab, wir brauchten dringend etwas zu essen.

6.4.: *Vor dem Bogen der 7. Armee im Spessart wurde die Spitze vom Feind abgekniffen.*
(ebd.S. 1227)

Es dauerte drei Tage, bis wir etwas Essbares fanden. Wir stillten unseren Durst, indem wir die Gesichter in den beginnenden Regen hielten, einmal tranken wir aus frischen Pfützen. Etwas Hafer, gefunden wahrscheinlich in einer Wildfütterung, beruhigte unsere Mägen notdürftig. Einmal - ich glaube am 6.4. - sahen wir an einem Wegweiser, dass wir uns in der Nähe von Heiligkreuz befanden. Das war südöstlich von unserem Ausgangspunkt, wir mussten aber nach Nordosten. Wir änderten die Richtung, kreuzten mehrere Straßen, einige sicherlich zwei-, dreimal. Wir hatten in dem unübersichtlichen Waldgelände immer noch keine sichere Orientierung.

Seit einiger Zeit hörten wir Motorengerumm aus östlicher Richtung, und einmal beobachteten wir amerikanische Kolonnen, wahrscheinlich auf der Straße von Hammelburg nach Bad Brückenau. Uns gingen die Augen über, als wir die überlegene Motorisierung der US-Armee sahen. Und da es sich offensichtlich um Nachschubkolonnen handelte, konnten wir uns ausrechnen, wohin inzwischen die Front gewandert war.

Am 7.4. schliefen wir aus Schwäche bis über Mittag, obwohl unser Nachtquartier, eine Farnkrauthütte, alles andere als bequem war. Der Regen hatte zwar aufgehört, doch im Wald hielt sich die alles durchdringende Feuchtigkeit. Am späten Nachmittag kamen wir an eine größere Lichtung, darauf ein stattliches Jagdhaus "Hubertus". In seiner Umgebung sahen wir unbewaffnete deutsche Soldaten. Einen, der uns am nächsten war, sprachen wir an, blieben aber auf dem Sprung, schnell wieder im Wald zu verschwinden.

Er nahm uns die Hoffnung, hier Essbares zu finden, sie seien alle Versprengte und hätten selber nichts. Hier zu übernachten, fanden wir gefährlich, denn das Haus war bestimmt auf Karten eingezeichnet. Trotz der Waldlage konnten jederzeit Amerikaner Interesse dafür zeigen. Wir liefen weiter und fanden eine Hütte mit trockenem Stroh, ein vergleichsweise komfortables Lager.

Als wir uns am 8.4. schon fast entschlossen hatten, trotz der amerikanischen Truppen die nächste Ortschaft aufzusuchen, um endlich etwas gegen unseren Hunger zu tun - drei Tage waren wir jetzt ohne Verpflegung -, stießen wir auf eine kleine, massive Hütte. Wir suchten die Umgebung ab, ob wir allein waren, dann brachen wir die Tür auf. Wieder einmal erwartete uns ein Märchen. Ich notierte: "Sack mit Kartoffeln, 3 Büchsen Wurst, 50 Eier!!!" Die drei Ausrufezeichen sagen alles. Wir waren begeistert, ließen die nötige Vorsicht außer acht und entfachten in einem nahen Steinbruch ein Feuer. Kartoffeln und Eier - es schmeckte himmlisch! Niemand störte uns. Erst am späten Nachmittag gingen wir weiter, beladen mit dem Rest unserer Köstlichkeiten. Ich hoffe, der Besitzer der Hütte hat uns den Einbruch verzeihen, immerhin handelte sich um seine Notration.

Der Soldat am Jagdhaus hatte uns gesagt, Weimar und Suhl seien schon besetzt. Das bestärkte uns, auf jeden Fall nach Hause zu gehen. Wir hofften, dass die Amerikaner eines Tages Soldaten, die den Kampf aufgegeben hatten, nicht mehr gefangen setzen würden, bis dahin wollten wir uns verstecken. Und das erwarteten wir von einem Feind, den uns die Nazi-Propaganda noch bis vor kurzem verteufelt hatte!

In meinen Notizen aus diesen Tagen findet sich nichts mehr von trübsinnigen Klagen über Deutschlands Niederlage. Wir waren viel zu sehr damit beschäftigt, ungeschoren nach Hause zu kommen. Deshalb hatten wir jetzt auch vor, uns in der nächsten Ortschaft Zivilkleidung zu besorgen. Am 9.4. schlichen wir uns in der Abenddämmerung an die dem Wald am nächsten liegenden Häuser eines Dorfes heran, Amerikaner waren nicht zu sehen. Weil wir auch keinen Bewohner des Ortes sahen, stiegen wir über einen Gartenzaun und klopfen leise an die Verandatür eines kleinen Siedlungshauses. Jemand öffnete einen Spalt und fragte, wer draußen sei. Wir brachten leise unser Anliegen vor, und noch bevor wir geendet hatten, wurden wir ins Haus gezogen und standen in einer Wohnküche. Hinter uns schloss der Mann, der uns geöffnet hatte, die Holzläden der Tür. Wir sahen uns ziemlich beklommen um, wussten wir doch nicht, ob es vielleicht amerikanische Einquartierung in dieser Ortschaft gab.

Es war eine mehrköpfige Familie mit halbwüchsigen Kindern, die uns in den nächsten Stunden mit überwältigender Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft umgab. Wir wurden gepflegt und mit Zivilkleidern versehen. Und wir erfuhren, dass es im Ort, er hieß Zahlbach, eine kleine US-Einheit gab und schon Ausgangssperre bestand. Und es sei verboten, versprengten deutschen Soldaten zu helfen. Wir wussten bald nicht mehr, wie wir diesen Leuten danken sollten, als sie uns auch noch anboten, ein paar Stunden auszuruhen und erst nach Mitternacht weiterzugehen. So geschah es. Nach kurzem Schlaf auf dem Boden der Küche weckte uns der Vater der Familie und ging vor uns hinaus in den Garten, um zu sehen, ob die Luft rein war. Nach einem letzten Dank liefen wir so schnell es ging in den Wald, unterm Arm die abgelegten Uniformen. Wir versenkten sie mitsamt unseren Wehrpässen und Erkennungsmarken im nächsten Bach.

Unsere Wanderschaft ging weiter nach Nordosten, jetzt trauten wir uns auch schon einmal aufrichtige Wege. Vor Straßen scheuten wir noch zurück, und ich glaube, wir taten recht daran. US-Soldaten bekamen wir nicht zu Gesicht. Mehrfach nahmen uns Einheimische auf, versorgten uns mit Essen, boten uns ein Nachtlager. Am 14.4. fanden wir südlich von Meiningen eine unzerstörte Eisenbahnbrücke über die Werra. Wir warteten bis zur Dunkelheit, dann wagten wir den Übergang. Weil die Temperaturen inzwischen frühlingshafte Grade erreicht hatten, übernachteten wir im nächsten Wald, um am Morgen möglichst früh aufbrechen zu können.

Am 16.4. trennten sich unsere Wege. Hans und Dieter mussten weiter nach Osten, ich wollte versuchen, für ein paar Tage bei meiner Großmutter in Suhl unterzukommen. Unterwegs begann ich zu fiebern und kam immer langsamer voran. Ein paar Mal musste ich mich im Gebüsch schlafen

legen.

Meine Großmutter, die sich natürlich freute, dass ich den Krieg bis jetzt überstanden hatte, wollte mich unterbringen, doch ihr Untermieter, ein älterer Mann, drohte, er werde ausziehen, wenn ich bliebe, ich solle mich melden. Er hatte Angst, man sah es ihm an. Das war verständlich, doch was für ein Unterschied zu der Familie in Zahlbach, die doch ebenso gefährdet war.

Eine Tante nahm mich auf, bei ihr konnte ich mich auskurieren. Zum ersten Mal hörte ich wieder Nachrichten: Die Amerikaner waren in Magdeburg, Dessau, Halle, Hof, die Sowjets vor Berlin und in Wien. Ich wollte es nicht fassen, obwohl ich doch nach meinen eigenen Erlebnissen nichts anderes erwarten konnte.

Ich bekam Angst. Durfte ich länger hier bleiben und meine Verwandten in Gefahr bringen? Hatte der alte Mann nicht gesagt, es sei verboten, deutsche Soldaten aufzunehmen? Wenn er meine Anwesenheit gemeldet hatte! Ich musste so schnell wie möglich von hier verschwinden. Am 19.4. sprach Goebbels. Betroffen notierte ich: "Er sagt, dass wir siegen würden. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. In mir ist ein totales Durcheinander". Ein Aufruf des Führers an das Ostheer: "Berlin bleibt deutsch, Wien wird wieder deutsch... genau so, wie zuletzt der Einbruch unserer westlichen Gegner wieder ausgemerzt werden wird."

Am 21.4. brach ich auf, es drängte mich nach Hause. Ich wusste ja nicht, was in Weimar geschehen war. Das Wetter hatte sich verschlechtert, deshalb wurde der Weg über den Thüringer Wald sehr anstrengend. Hauptstraßen vermied ich immer noch, doch auch auf den Nebenstraßen fand ich die Spuren von US-Kolonnen, meist weggeworfene Reste von Esswaren. Durch den Regen aufgeweichte Kekse waren eine willkommene Ergänzung meiner spärlichen Wandervorräte.

Wie gut musste es den "Amis" gehen, und wie armselig war doch zuletzt unsere Armeeverpflegung gewesen. Zweimal übernachtete ich bei freundlichen Leuten, die keine Scheu zeigten, einen deutschen Soldaten zu beherbergen. Einmal landete ich in einer offenen Feldscheune, nachdem ein ängstlicher Hofbesitzer, dem man den ehemaligen höheren Dienstgrad ansah, mich mit seinen Hunden bedroht und von seinem Anwesen vertrieben hatte.

Am 24. 4. kam ich in Weimar an und sah schon von weitem, mein Elternhaus war unversehrt. Trotz der Wiedersehensfreude und der Erleichterung meiner Mutter, dass ich noch lebte, hielt ich es nur unter Ängsten zu Hause aus. Die Situation war zu gefährlich. Dann hörten wir, man könne sich melden, ohne von den Amerikanern mitgenommen zu werden. Ich überwand meine Zweifel, ging nicht ohne Magengrimmen in die Stadt, vermied die Begegnung mit den überall präsenten US- Soldaten und meldete mich im Rathaus.

Nr. 73 war ich, und "freiwillig in Zivil" stand auf dem formlosen Meldezettel. Die Befürchtung, jetzt würde sich die Militärbehörde meiner annehmen, erwies sich als unbegründet. Es geschah nichts, und wieder einmal sagte ich mir: Du hast unverschämtes Glück gehabt. Später erzählte mir ein Freund, er

sei etwa zur gleichen Zeit in Weimar eingetroffen, habe nicht wie ich einige Tage gewartet und sei in eines der Gefangenenlager am Rhein transportiert worden. Er kam erst nach Monaten zurück. Als ich das nach seiner Rückkehr erfuhr, wurden mir nachträglich die Knie weich.

Das besetzte Weimar war für mich eine Quelle zwiespältigster Gefühle. Die amerikanischen Soldaten verhielten sich - entgegen der Nazi-Märchenpropaganda - distanziert, aber fair. Ich nahm es widerwillig zur Kenntnis. Schrecklich fand ich, dass "Buchenwald frei rumläuft". Es muss auf mich schockierend gewirkt haben, die Stadt von ehemaligen Häftlingen bevölkert zu sehen, die ihre gestreiften Anzüge jetzt wie eine Auszeichnung trugen. Was für uns politische Gegner und Kriminelle gewesen waren - auch die "Politischen" hatte man uns ja als kriminell hingestellt -, konnten das plötzlich Leute sein wie du und ich?

Das Denken der vergangenen zwölf Jahre stemmte sich gegen die neuen Eindrücke. Eine Wende in mir deutete sich erst an, als ich zu Arbeitseinsätzen ins Konzentrationslager geholt wurde. Zwar sah ich keine Leichenhaufen mehr, die einem Teil der Weimarer Bevölkerung kurz nach der Besetzung gezeigt worden waren, doch lagen in den zu Lazaretten umfunktionierten SS-Kasernen die transportunfähigen, noch immer Skeletten gleichenden Kranken und Halbtoten. Es ging über mein Begreifen. Kennzeichnend für meine damalige Verfassung ist, dass ich beleidigt reagierte, als ein junger ehemaliger Häftling mich zum Fensterputzen befahl und "Hitlerjunge" titulierte. "Anpöbeln" nannte ich das im Tagebuch. Immerhin steht wenige Seiten später der Satz: "Furchtbar, dass wir unseren Feinden recht geben müssen".

Im Folgenden diverse Beiträge aus der Badischen Zeitung vom 24.11.2004, die sich mit den letzten Kriegstagen 1944 im Elsass befassen, darunter auch das Gespräch, an dem Wolfgang Krebs teilnahm:

Brücken über den Rhein

60 Jahre danach: "So wie wir heute in Europa dastehen, das Zwei Kriegsveteranen im Gespräch mit drei Jugendlichen über

DNA: Welche Lehre kann man aus den Ereignissen vor 60 Jahren heute ziehen? Welche Lehre ziehen Menschen, die die Zeit damals erlebt haben, aus den Ereignissen und was sagen die Ereignisse den Jugendlichen heute? Darüber wollen wir heute sprechen. Aber vielleicht erzählen Sie ganz kurz etwas über Ihre Kriegserinnerungen.

Gaston Pernot: Ich wurde 1915 geboren in Nowosibirsk in Russland. Mein Vater war Anwalt in Moskau, meine Mutter war Elsässerin. Nach dem Ersten Weltkrieg sind wir zurück nach Straßburg. 1937/38 habe ich meinen Militärdienst abgeleistet. In Fessenheim war ich Unterleutnant. Dort war ich

bis zum Mai 1941, als die Deutschen angriffen. Das hat drei Tage gedauert, dann sind sie übergekommen. Es war eine kleine Schlacht, aber immerhin, es hat drei Tage gedauert.

Wolfgang Krebs: Auch da konnte man sterben.

Pernot: Ja, auch da konnte man sterben. Viele Franzosen, aber auch viele Deutsche sind dort gestorben. Später war ich in der Résistance. Im Oktober 1943 bin ich in die Falle gegangen. Drei Monate war ich im Gefängnis in Clermont-Ferrand. Ein paar Wochen später bin ich abtransportiert worden nach Compiègne. Und dann ins Konzentrationslager Buchenwald. Später bin ich noch nach Dora abgeschoben worden. Auch da hat es mir nach einem Fluchtversuch das Leben gerettet, dass ich so gut Deutsch sprach.

Krebs: Ich bin aufgewachsen als kleiner Nazi. Ich war 1933 sieben Jahre alt und habe nur Nazi-Denken erlebt. Es gab nichts anderes. Ich bin aufgewachsen in Weimar und habe alles mitgemacht, Jungvolk, Hitlerjugend. Ich habe noch 1945 bei Kriegsende an den Hitler geglaubt. Kurz vor Kriegsende habe ich in mein Tagebuch geschrieben: "Der Führer hat nichts davon gewusst." In Weimar wurde ich mit anderen nach Buchenwald geholt zum Arbeitseinsatz. Ich habe dann in ehemaligen SS-Kasernen die Häftlinge gesehen, die nicht mehr transportfähig waren. Das war ein so furchtbarer Anblick. Ich habe keine Toten gesehen, aber diese abgemagerten Häftlinge. In jenem Moment ging es mir auf, was die Unseren angerichtet hatten. 1944 wurde ich noch eingezogen und mit einem halbfertigen Unteroffizierslehrgang wurden wir hier im Elsass eingesetzt. Und wie ich dann viel später festgestellt habe, mit lauter Einheiten, die genauso unerfahren waren wie wir. Wir mussten einen Angriff machen zwischen Kaysersberg und Riquewihr. Aus den Unterlagen im Militärarchiv von Freiburg weiß ich, dass dieser Angriff ein Ablenkungsangriff für die Ardennenoffensive war. Also waren wir nur Kanonenfutter. Hunderte sind dabei drauf gegangen. Das war also ein typisches Unternehmen des letzten Kriegsjahres, ein Fiasko. Ich habe Glück gehabt.

BZ: Ist es für Sie nicht ein seltsames Gefühl, jetzt hier jemandem gegenüberzusitzen, auf den Sie im Krieg hätten schießen können?

Krebs: Als ich hierher fuhr, war ich sehr gespannt, es war ein komisches Gefühl. Aber jetzt ist es etwas völlig anderes. Monsieur Pernot saß ja zu der Zeit schon in Buchenwald. Aber uns gegenüber waren natürlich auch viele junge Leute. Ich habe hier einen Divisionsbericht von einer Gebirgsjägerdivision, die hier eingesetzt war. Geschrieben hat es ein General. Und da lesen Sie so Sachen wie: "Wir haben jeden Fußbreit des deutschen Elsass verteidigt." Und das Ganze ist nach dem Krieg geschrieben worden.

BZ: Wie haben Sie sich als Deutscher hier in der Region gefühlt?

Krebs: Für uns war das Deutschland damals. Wir waren ja so verbohr. Aber eine Frage an die Jungen hier: Ist das, was wir hier erzählen nicht längst Geschichte, mit der ihr überhaupt nichts mehr anfangen könnt?

Marion Heyl: Für mich waren die Ereignisse tatsächlich bis zu einem gewissen Zeitpunkt sehr weit entfernt. Vor zwei Jahren bin ich dann mit einer deutsch-französischen Gruppe nach Polen gereist. In den Gesprächen dort haben wir gemeinsam die Geschichte auf andere Weise entdeckt. Die Geschichte ist damals für uns greifbar geworden.

Sebastian Kopf: Im Geschichtsunterricht lernt man alles von hinten. Es ist nicht von der Gegenwart rückblickend. Ich habe auch selber meine Großeltern kaum gekannt. Nur einer meiner Großväter lebt noch und er kann nicht mehr gut sprechen. Insofern war der entscheidende Kontakt zu dieser Zeit, als wir auf Klassenfahrt in Weimar waren und das Konzentrationslager Buchenwald besucht und die geschichtlichen Hintergründe erfahren haben. Das war viel konkreter als das, was wir im Geschichtsunterricht besprochen haben.

Krebs: Wart ihr auch hier im Elsass in dem Konzentrationslager, in Struthof?

Aurelia Schulze Hackenesch: Ja. Aber mit unserer gemeinsamen Geschichte haben wir uns überhaupt nicht befasst. Das ist schade, gerade, wenn man wie wir eine deutsch-französische Schule besucht, die als Einrichtung ja revolutionär war durch die jahrhundertelangen Konflikte.

Krebs: Im Gegensatz zu damals haben wir ja jetzt paradiesische Zeiten. Man kann ohne Probleme ins Elsass und anderswohin in Europa fahren. Ich habe übrigens nie jemanden getroffen, der uns gegenüber, und ich stamme ja noch aus der Generation, die den Krieg mitgemacht hat, die uns gegenüber Ressentiments hatten.

Schulze Hackenesch: Ich habe schon Gegensätzliches gehört. Zwei Schüler aus meiner Klasse, die mehrere Jahre ein Collège im Elsass besucht haben und dort gelebt haben, haben erzählt, dass es ganz schwer war, sich in dem Ort zu integrieren. Das Mädchen und ihr Bruder wurden in der Schule als "sales boches" beschimpft. Sie haben Drohbriefe erhalten.

Pernot: Leider gibt es auch im Elsass so sture und extreme Menschen.

Heyl: Ich habe einmal ein Mädchen getroffen, dessen Eltern deutschfeindlich waren. Das Mädchen, sie war 17, hat von klein auf gelernt, dass man die Deutschen hassen muss.

Krebs: Ich fahre seit den 50er-Jahren nach Frankreich, mir ist das noch nicht begegnet. Lediglich in Ammerschwihr drüben einmal. Da wohnten wir bei Leuten, die uns gegenüber sehr distanziert waren. Aber sie haben nichts gesagt.

Pernot: Wissen Sie, im Elsass haben wir trotzdem deutsche Traditionen. Wenn es den Krieg von 1914 nicht gegeben hätte, wäre ja alles deutsch geblieben. Und zwischen den beiden Weltkriegen waren ja alle Zeitungen in Straßburg, bis auf eine mit einer kleinen Auflage, deutsch.

Kopf: Wie ist das heute? Fühlt man sich im Elsass allgemein französisch oder deutsch?

Pernot: Wir fühlen uns elsässisch.

Schulze Hackenesch: Warum ist das Elsass eigentlich so rechtsgerichtet? Kann es sein, dass die Rechten im Elsass so viel Zulauf bekommen, weil das Elsass ein Identitätsproblem hat? Gerade, weil es immer hin-und hergereicht wurde.

Pernot: Ich glaube, dass das mit der Stellung des Elsass zwischen Deutschland und Frankreich zusammenhängt. Im Elsass haben wir eine Tradition, eine religiöse und eine deutsche Tradition. Ich darf es so sagen: Wir haben manchmal genug von Frankreich. Wir lieben die Ordnung.

DNA: Herr Pernot, würden Sie uns von der Zeit erzählen, als Sie zusammen mit General König mitgeholfen haben, Deutschland wieder aufzubauen?

Pernot: Ich war nach dem Krieg zehn Jahre lang in Tübingen. 1946 war ich bei General König in der politischen Abteilung tätig und war für den Aufbau der politischen Parteien in Süddeutschland zuständig. Es gab nichts mehr. Man musste die Kontakte aufnehmen. Auch mit Leuten, die vorher in der Waffen-SS waren. Da habe ich gesagt: Ich war ein Patriot, Sie waren ein Patriot. Der Krieg ist jetzt zu Ende. Jetzt müssen wir uns wieder die Hand reichen und das Land aufbauen. Schauen Sie: Hitler ist nicht vom Himmel gefallen, Deutschland war in einer furchtbaren Lage, unterdrückt von den Alliierten. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben die Alliierten den gleichen Fehler nicht noch einmal gemacht. Sie haben geholfen, Deutschland wieder aufzubauen. Und man darf auch nicht vergessen, dass die ersten Insassen in den KZ Deutsche waren. Das waren Sozialdemokraten und Kommunisten, die Freidenker, Leute aus der evangelischen Kirche.

Kopf: Wurde das auch von der Bevölkerung im Elsass so angenommen, dass man den Deutschen jetzt helfen muss?

Pernot: Die Elsässer haben damals gewartet, bis ihre 130 000 elsässischen Kriegsgefangenen zurückkamen. 44 000 sind gefallen und die anderen waren noch in russischer Gefangenschaft. Die, die zurückgekommen sind, hatten große Schwierigkeiten. Am Anfang waren die Franzosen sehr hart gegenüber den Deutschen und später hat jeder Franzose einen guten Deutschen gefunden.

Schulze Hackenesch: Können Sie den Augenblick, der beiden Ländern und Völkern klar gemacht hat: "Wir müssen wieder zueinander finden", an einem Ereignis festmachen?

Pernot: Der Höhepunkt war sicher die Reise von de Gaulle nach Deutschland 1962 . . .

Schulze Hackenesch: Aber schon 1951 haben sie ja dieses deutsch-französische Wirtschaftsabkommen unterzeichnet, die Montanunion.

Pernot: Ja, mit Schumann, da hat es angefangen. Aber de Gaulle ist überall, wo er hinkam, von einer jubelnden Menge empfangen worden.

Krebs: Ja, die waren dankbar, dass das so gekommen ist.

Pernot: Besonders, dass de Gaulle gekommen ist. Er hat ja schon seit 1942 erklärt: Wir müssen uns mit Deutschland verständigen. Viele Menschen wissen das nicht, aber das war so.

BZ: Herr Pernot, Sie waren in deutscher Gefangenschaft in einem Konzentrationslager. Wie gelingt es einem, dass man nach so einem Erlebnis, den Menschen, die einen gefangen haben haben, ohne Hass gegenübertritt.

Pernot: Ich bin ein gläubiger Christ und man muss tolerant sein. Und bei aller Unmenschlichkeit im Konzentrationslager, habe ich auch viel Menschlichkeit erlebt. Auch bei den SS-Leuten. Einmal war ich an Scharlach erkrankt. Zu der Zeit bereitete man die Befreiung vor und begann Leute zu neutralisieren. Es gab einen Arzt, der sagte, der Mann ist krank, den nehmen Sie wieder zurück. Man ließ mich dann eineinhalb Monate dort liegen. Jener Mann hat nicht nur mir geholfen. Es gab auch Zivilisten, die uns ein Stückchen Brot zusteckten. Käse oder anderes zu essen. Sehen sie, es gab Menschlichkeit. Und schließlich muss man mit dem Hass nicht immer weiter machen.

Krebs: Im Endeffekt ist es ein kleines, nein, ein großes Wunder gewesen, dass das überhaupt hingehauen hat. So wie wir heute in Europa dastehen, das konnten wir uns damals nicht vorstellen.

Schulze Hackenesch: Die Deutschen haben nach dem Krieg alles schnell vergessen, sie haben sich lange geweigert, sich mit dem Krieg auseinander zu setzen. War das in Frankreich auch so? Frankreich hat ja auch mit Deutschland kollaboriert.

Heyl: In Frankreich spricht man gar nicht so viel davon.

Krebs: Aber auch Frankreich kommt nicht darum herum, sonst kommt es immer wieder hoch. Es stimmt natürlich, dass die Deutschen sich lange gegen eine Auseinandersetzung gewehrt haben. Viele Leute haben nichts mehr wissen wollen von der Vergangenheit. Plötzlich gab es keine Nazis mehr. Wohin waren sie bloß alle verschwunden?

BZ: Sechs Jahre Krieg bedeuteten auch, dass man Freunde, Verwandte verloren hatte, man hat viel Zerstörung gesehen. Wie schafft man es, dass man sich dennoch die Hände reichen kann?

Pernot: Wissen Sie, ich konnte ja auch nicht vergessen, was ich erlebt hatte. Man muss das moralisch überwinden und sagen, aus dem, was geschehen ist, muss man etwas Positives machen. Denn alle waren ja nicht schlecht in Deutschland.

Krebs: Der Grund, warum ich eines Tages angefangen habe, meine Geschichte aufzuschreiben, war, dass ich es nicht loswurde. Ich habe davon geträumt. Und dann hab ich mich darauf besonnen, dass es in der Psychologie den Grundsatz gibt, man muss sich die Sachen wieder ins Gedächtnis rufen und

dann kann man es verarbeiten. Und ich muss sagen, nachdem ich die Dinge hingeschrieben hatte, habe ich mich besser gefühlt.

Schulze Hackenesch: Konnten Sie dann auch auf Franzosen besser zugehen, oder war das von Anfang an kein Problem?

Krebs: Das war für mich von Anfang an kein Problem. Ich meine, diese Geschichten verarbeitet man für sich selbst, dass man dieses Land einmal für den Erbfeind gehalten hat. Das hat man uns ja beigebracht. Das muss man mit dem eigenen Schamgefühl verarbeiten.

BZ: Gab es, als Sie nach Frankreich kamen, nicht das Gefühl einer Schuld?

Krebs: Doch, als ich das erste Mal wieder im Elsass war, Ende der 50er-Jahre, in Ammerschwihr, da habe ich schon dieses Gefühl gehabt. Besonders, als die Wirtsleute sehr reserviert waren. Aber darüber reden wollten sie nicht und ich konnte nicht. Als ich letztes Jahr hier war, habe ich die Leute nach dem Krieg gefragt und sie haben mir erzählt, ja, diesen Berg dort bei Sigolsheim, den nennen sie noch heute den Blutbuckel, weil die Soldaten dort in Massen gestorben sind. Das heißt, man wird das Thema nie los. Aber man fühlt sich ein bisschen besser - und mit der Geschichte im Reinen.

Schulze Hackenesch: Wie ist es mit der eigenen Schuld, die man empfindet? Dass man da mitgemacht hat? Auch wenn Sie jung waren und in den Krieg mussten: Stellt man sich nicht trotzdem, wenn der Krieg vorbei ist, da steht und das ganze Elend sieht, die Frage: Warum habe ich mich nicht geweigert?

Krebs: Wir konnten ja nicht anders denken. Aber weil Sie die Frage nach der Schuld stellen: Idiotischerweise habe ich lange Zeit Schuldgefühle gehabt, obwohl ich nichts dafür konnte.

Pernot: Hören Sie, man darf keine Schuldgefühle haben. Wenn man weiß, wie der Polizeistaat aufgebaut war, wie Sie überall bespitzelt wurden, bis in die Familien hinein. Es war nicht ihre Schuld, verstehen Sie? Der Einzelne existierte nicht mehr. Man musste viel Mut haben, um etwas zu tun, aber wer handelt schon so?

Krebs: Für Leute wie mich gab es gar keine Chance, anders zu denken. Es gibt den Ausdruck: "Man wird schuldlos schuldig." Und damit muss man sich beschäftigen. Man muss sich, um derartige Dinge für die Zukunft zu verhindern, damit beschäftigen und es weitergeben.

Pernot: Krieg ist eben Krieg.

DNA: Ich würde gerne von den Jüngeren hier am Tisch wissen, ob sie an den Feierlichkeiten teilnehmen, wie sie das erleben? Was diese Feiern für sie bedeuten? Unser Zusammentreffen hier findet mit Blick auf die Feierlichkeiten zur Befreiung des Elsass statt.

Kopf: Ich weiß nicht, ob es in Freiburg oder in der Umgebung Feiern zum 60. Jahrestag der Befreiung gibt.

Schulze Hackenesch: Uns berührt das eher nicht, wenn wir lesen, dass die Politiker Kränze an den Gedenkstätten niederlegen.

Pernot: Ich glaube nicht, dass es noch viele Menschen interessiert oder dass die Veteranen von weiter her aus Frankreich anreisen.

Krebs: Ich finde es viel wichtiger, was diese deutsch-französischen Schulen leisten.

Kopf: Ich muss sagen, ich bin erstmals im Geschichtsunterricht mit dem Thema Krieg konfrontiert worden. Ich finde, dass das in unserer Generation nicht so präsent ist, auch die Rolle der eigenen Familie in der Zeit. Ich wüsste zum Beispiel nicht, was meine Großeltern im Zweiten Weltkrieg getan haben.

Heyl: Manchmal sagt man, dass die jungen Leute es langweilig finden, wenn die Großeltern vom Krieg erzählen. Aber bei mir war es das Gegenteil, ich wollte davon etwas wissen, aber erst seit ein oder zwei Jahren erzählt meine Großmutter davon.

Pernot: Aber auch ich spreche nicht gerne darüber.

Schulze Hackenesch: Wir können eben diesen Schmerz nicht nachempfinden.

Pernot: Ich glaube, das kann man nicht übermitteln. Es ist schwer genug, das politische Thema zu vermitteln. Ich bin schon 1946 mit Begeisterung nach Deutschland zurückgekommen. Ich habe gesagt, das ist jetzt meine Aufgabe, der ich mit der deutschen Kultur aufgewachsen bin, weil ich deutscher Abstammung bin, denn meine Großmutter war Stuttgarterin. Ich musste da etwas tun. Und ich hatte gesehen, dass die ersten KZ-Insassen Deutsche waren, und dass nicht das deutsche Volk schuld ist, an dem, was geschehen war. Von dem Moment an, als der Polizeistaat eingeführt worden war, mussten die Leute mitmachen.

Krebs: Aber meinen Sie nicht, dass man, nachdem das alles vorbei ist, sich ins Gedächtnis ruft, welches einem falschen Denken wir unterlegen sind? Wenn sich das die Masse klar machen würde, dass das immun macht dagegen, wieder derartigen Dingen zu verfallen.

Pernot: Aber die Dinge sind gekommen, weil der wirtschaftliche Verfall so war.

Krebs: Es gab aber auch im deutschen Bürgertum nur eine verschwindend geringe Menge von Leuten, die politisch denken konnten.

Pernot: Aber sie konnten doch nichts machen.

Krebs: Wenn sich die Leute aber herausgehalten hätten.

Pernot: Man kann sich nicht vorstellen, wie das war.

Schulze Hackenesch: Ich finde es total erstaunlich, dass Sie die Deutschen so in Schutz nehmen. Dass sie so verständnisvoll wirken.

Krebs: Er ist verständnisvoller als ich.

Pernot: Ich habe das doch von 1922 an alles miterlebt.

Krebs: Ja, das sind genau die elf Jahre zwischen uns.

Heyl: Wenn man in der Schule von Deutschland spricht, dann spricht man nur vom Zweiten Weltkrieg und ein bisschen von 1933 bis 39, aber gar nicht von der Zeit vorher.

Ich würde gerne noch einmal auf die Frage mit den Feierlichkeiten zurückkommen. Ich habe ein Problem mit solchen Gedenktagen, weil dann mit großem Aufwand ein Jubiläum gefeiert wird und danach vergisst man es wieder und spricht nicht mehr davon.

Pernot: Wollen wir überhaupt noch diese patriotischen Feste? Die alten Kämpfer werden ja immer weniger.

Heyl: Wäre es nicht besser, mehr solche Treffen wie dieses hier zu veranstalten, als die Kriegsjubiläen zu feiern?

BZ: Müsste man die Begegnungen also mehr in den Alltag integrieren ?

Pernot: Aber der Alltag bringt so viel Neues. Auf jeden Fall will ich sagen, die Deutschen müssen sich nicht schuldig fühlen.

Krebs: Vorsicht, Vorsicht.

Schulze Hackenesch: Ich finde Schuldbewusstsein schon wichtig, aber keine Schuldgefühle.

Krebs: Ich wünschte mir mehr Bewusstsein für die Vergangenheit.

Kopf: Vor allem sollte man es auf keinen Fall tabuisieren.

Dokumentation und Übersetzung: Bärbel Nückles

DIE TEILNEHMER DES GESPRÄCHS

Marion Heyl, 19, aus Saverne; studiert in Straßburg Politik

Sebastian Kopf, 18, aus Freiburg; Schüler am Deutsch-Französischen Gymnasium in Freiburg

Wolfgang Krebs, 78, aus Weimar; Schauspieler und Kriegsteilnehmer

Gaston Pernot, 89, aus Mulhouse; Kriegsteilnehmer und 1946 Kabinettschef von General König in

Tübingen

Aurelia Schulze Hackenesch, 18, aus Müllheim; Schülerin am Deutsch-Französischen Gymnasium in Freiburg

Gesprächsleitung: Jacques Fortier (DNA) und Franz Schmider (BZ)

Der Preis der Freiheit

Das kleine Dorf Hatten im Nordelsass wurde im Winter 1945 fast vollständig dem Erdboden gleichgemacht / Von Franz Schmider

Der Krieg brach um 9 Uhr über Hatten herein, als er anderswo längst beendet war. Zuerst mit Gewehrschüssen, die aus dem Wald abgefeuert wurden auf die amerikanischen Stellungen in der Kasematte Esch am Ortsrand, ab 15 Uhr flogen die Geschosse aus den Panzerrohren. Nach zwölf Tagen war der Krieg in Hatten wieder vorbei und es war der 21. Januar 1945. Als die Bewohner aus den Kellern krochen, fanden sie nur noch Trümmer vor, von 365 Häusern waren 350 zerstört. Und sie stießen auf Leichen, überall. In der Scheune von Emil Heimlich hatte ein Karren den Krieg überstanden und auch zwei Ochsen im Stall. Fortan sammelte Heimlich die Toten ein.

"Die erste Fuhre waren 30 bis 35 amerikanische Soldaten", erinnert sich Heimlich viele Jahre später. Die Leichen wurden in einem Massengrab neben dem Friedhof beigesetzt. Mehrmals am Tag zog er los, und das über Tage. Die Kälte habe die Arbeit erleichtert, weil die Toten leichter zu verladen gewesen seien. "Die Aktivitäten dauerten bis März." Am 2. Juli habe ihn ein letztes Mal ein Bauer auf einen Acker gerufen, weil er Leichenteile gefunden hatte - in seinen Erinnerungen schreibt Heimlich lapidar: "Ob es ein deutscher oder ein amerikanischer Soldat war, ließ sich nicht mehr feststellen."

Hatten, 1900 Einwohner, ein Straßendorf im nördlichen Elsass, dort, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen. Zwei Kirchtürme überragen die adrett herausgeputzten Häuser und sind von weitem zu sehen in der Ebene, die Synagoge wurde nach dem Krieg nicht wieder aufgebaut. Am Ortsrand wächst eine kleine Neubausiedlung, die durchaus von einer gewissen Prosperität zeugt. Stolz zeigt Bürgermeister François Fenninger sein Dorf und begrüßt nebenbei unentwegt seine Mitbürger mit einem lässigen "Salut" und dem Vornamen, als wären sie alle seine Freunde.

Der Krieg kam nach Hatten, als niemand mehr damit gerechnet hat. Die alliierten Truppen hatten Mulhouse und Straßburg im Süden längst befreit und sie standen auch im Norden bereits am Rhein, auch Hatten war fest in Händen der Amerikaner. Dann rief Hitler die "Operation Nordwind" aus, mit der das Elsass zurückerobert werden sollte. Und wer von Norden her Richtung Straßburg vorstoßen wollte, für den führte ein Weg durch Hatten. Vor allem für Panzerverbände, denen der Hagenauer Forst nicht viele andere Routen gestattete. Und so wurde in diesem friedlichen Dorf "eine der schwersten Abwehrschlachten des Zweiten Weltkrieges geschlagen", wie es der amerikanische Befehlshaber General Devers ausdrückte. Zudem eine, die völlig sinnlos war - selbst nach den Maßstäben von Militärs.

Nach zwölf Tagen Feuergefecht blieben 2500 tote Soldaten auf dem Feld der Ehre zurück, dazu wurden 83 Einwohner Hattens getötet. Am Ortsrand hat François Fenninger, 62 Jahre alt und pensionierter Lehrer, mit Schulkindern 83 Bäume gepflanzt. Er nennt es seinen "Wald der Erinnerung". Davor hat Fenninger den Ochsenkarren von Emil Heimlich aufgestellt. Eines der Exponate des kleinen "Musée de l'Abri" nebenan. In einem Bunker der Maginot-Linie wird die Geschichte jener zwölf Tage im Leben der fast 1200 Jahre alten Gemeinde gezeigt, die sich tief in das Gedächtnis eingegraben hat. Wie tief, musste Fenninger 1992 erleben, als er eine Partnerschaft mit der deutschen Gemeinde Hatten in Niedersachsen anregte - und dafür auch zahlreiche böse und verbitterte Reaktionen erntete.

Als der Krieg hereinbrach über Hatten, waren die Bewohner überzeugt, sie hätten die meisten Schrecken hinter sich. 1939 waren die 1500 Einwohner nach Chateauponsac im Limousin evakuiert worden, alles mussten sie zurücklassen, was nicht in einen Koffer passte. 1940 waren sie zurückgesiedelt worden, am 13. Dezember 1944 wurde das Dorf "ohne Kämpfe befreit", so Fenninger. Die Menschen fühlten sich sicher. Doch die folgenden vier Wochen waren die Ruhe vor dem großen Sturm.

Wie überrascht die Hattener waren, fand Fenninger im Zuge seiner Befragungen heraus. "Eine Frau am nördlichen Ortsrand hat an jenem 9. Januar ganz aufgeregt die Feuerwehr gerufen, weil ihr Hof brannte. Die Feuerwehr konnte aber nicht ausrücken, weil der Spritzenwagen im südlichen Teil stand und mitten durchs Dorf verlief die Front."

Hatten feiert an diesem kalten Novembertag das Ende des Ersten Weltkrieges mit einem ökumenischen Gottesdienst. Der Feiertag wurde eingerichtet in der Hoffnung, Krieg werde der Geschichte angehören. Die Erwartung trog. Und trügt. Der Pastor predigt von einer "friedlichen Gesellschaft", die in Europa entstanden sei, aber eben auch von einer "unfriedlichen Welt". Deshalb schließt er in sein Gebet jene französischen Soldaten ein, die wenige Tage zuvor in der Elfenbeinküste getötet wurden. Bei der Kranzniederlegung stehen medaillenbehängte Veteranen Spalier, es sind auch ehemalige deutsche Soldaten dabei. Allerdings keine Kriegsteilnehmer. "Wir sind die erste Soldatengeneration, die nicht aufeinander geschossen hat", sagt Edgar Stroth von der Pionierkameradschaft Speyer. "Dafür müssen wir unseren Vätern dankbar sein."

Der Krieg in Hatten endete so überraschend, wie er begonnen hatte: Am Morgen des 21. Januar zogen sich die amerikanischen Truppen in die Festung Hagenau zurück, weil ihnen der Blutzoll zu hoch erschien. Kurze Zeit später verließen auch die deutschen Soldaten den Ort. Sie wurden zur Verteidigung Berlins abkommandiert.

Musée de l'Abri in Hatten: Das Museum ist erst wieder vom 1. März 2005 an geöffnet. [TEL] 00333/88801490; www.musee-abri-hatten.com.

Nach vier Monaten am Rhein

Es dauerte erstaunlich lange, bis die Alliierten das Elsass befreit hatten / Von Jacques Fortier (Dernières Nouvelles d'Alsace)

Zwischen dem 19. November 1944 und dem 20. März 1945 befreiten Franzosen und Alliierte das Elsass. Ein Rätsel bleibt diese Zeit für jene, die sie nicht erlebt haben. Warum brauchte es vier Monate von der Landung am 6. Juni, bis die Alliierten die Vogesen erreichten? Warum brauchte es nach den schnellen Angriffen auf Straßburg (13. bis 23. November) und Mulhouse (14. bis 21. November) bis zum 2. Februar, bis die Truppen nach Colmar vordrangen? Warum war das Elsass erst in den ersten Frühlingstagen frei, als die Rote Armee schon vor Berlin stand?

Die Antwort liegt auch im Status des Elsass begründet. Für die Nazis war das annektierte Elsass Reichsgebiet. "Der Krieg nähert sich mehr und mehr dem historischen und beispielhaften Kampf eines ganzen Volkes", rief Gauleiter Robert Wagner, der Kopf der deutschen Besatzungsadministration im Elsass, als sich am 11. November 1944 der Volkssturm versammelte. Damals standen die Alliierten schon in Lothringen und Burgund - für den Gauleiter lag dort die Grenze Großdeutschlands.

Die deutschen Besatzer brauchten Verstärkung. Die 19. Armee, in deren Hand sich das Elsass befand, zählte noch 40 000 Mann; es fehlte an Waffen. Die Verteidigungslinien in den Vogesen wurden von Zwangsarbeitern errichtet. Zwar gelang es nicht, sie fertig zu stellen, aber die Schützengräben und Minenfelder machten den Alliierten das Vorankommen schwer.

Eine weitere Erklärung liefert die Kriegsstrategie der Alliierten. Die Lage im Herbst 1944 war schwierig. Die Alliierten hatten das Ruhrgebiet mit seinen Kohlevorkommen als Ziel. Die Befreiung des Elsass war zweitrangig. Die 6. Armee-Einheit der US-amerikanischen Truppen schulterte den Hauptangriff: die 7. Armee rückt im Niederelsass vor, die 1. französische Armee im Oberelsass bei Belfort. Die Verlängerung der Front zwang die französische Armee, ihre Truppen weit auseinander zu ziehen.

Der Hartnäckigkeit de Gaulles, der auf Eisenhower einwirkte, war es zu verdanken, dass die alliierten Streitkräfte auf elsässischem Boden schneller vorrückten, an vorderster Front französische Truppen. Auch de Lattre und Leclerc setzten sich dafür ein. Schon an die fünfzig alliierte Divisionen befanden sich auf französischem Boden, die Nahrung, Kraftstoff und Munition benötigten. Straßen, Bahnen und Brücken waren zerstört oder beschädigt, was die Versorgung der Truppen von den Häfen aus erschwerte. Besonders die 1. Armee war unterversorgt. Das verschlechterte die Stimmung der Soldaten. Einige Einheiten aus den Kolonien verließen französischen Boden, weil sie mit dem Klima nicht klarkamen. Es war ein rauer Winter 1944/ 1945. Die Männer kämpften gegen Schnee, Kälte und Schlamm, und die Witterung unterstützte eher die deutsche Verteidigung als den Angriff der französisch-amerikanischen Truppen.

Die Befreiung des Elsass vollzog sich in drei Phasen. Im Süden drang die 1. Armee von Belfort her vor, sie erreichte den Rhein und befreite Mulhouse. Von Nordosten her drang die 7. Armee über Saverne ins Niederelsass vor. Die 2. Panzerdivision befreite Straßburg; ihre Einheiten verteilten sich von Sélestat aus Richtung Moder. Dennoch verhinderten sie nicht den "Brückenkopf Colmar", der im Dezember das Ziel der alliierten Truppen war.

In der zweiten Dezemberhälfte setzte der deutsche Gegenangriff ein. Nach der Ardennenschlacht zwang die Operation Nordwind auf Betreiben von Marschall von Rundstedt die Amerikaner in die Defensive. Die 2. Panzerdivision kehrte nach Lothringen zurück, Straßburg wurde aufgegeben. De Lattre alarmierte de Gaulle, der eine Zusammenkunft mit Churchill und Eisenhower in Versailles verlangte. Nach Straßburg entsandte die 1. Armee schließlich die 3. algerische Infanteriedivision. Bis zum 1. Februar blieb die Lage angespannt.

Die dritte Phase begann mit dem Kampf um den "Brückenkopf Colmar" (20.1.- 9.2.45), jener heiklen Schlacht, die die deutschen Streitkräfte geschickt überstanden: General Rasp überschritt den Rhein mit 50 000 Mann und 500 Kanonen. Von nun an kontrollierten die Alliierten das linke Rheinufer, die Befreiung des Elsass - vor allem jenseits der Wälder - ging in die letzte Phase.

Die ungeordnete Befreiung löste immer wieder Kontroversen aus. Als de Lattre am 30. November seine Panzerdivisionen zurückzog, um von Norden her anzugreifen und um sie mit der 2. Panzerdivision des von ihm ungeliebten Generals Leclerc zusammenzuführen, machte er einen großen Fehler - der gefürchtete "Brückenkopf Colmar" wurde ihm zum Verhängnis. Als Konsens gilt heute, dass die 1. Armee nicht mehr in der Lage war, ihre Offensive zu verlängern - das war der Tribut, den sie für ihre Erfolge im Oberelsass zu zahlen hatte.

Die Schlacht um das Elsass brachte Tausenden den Tod. Die Alliierten verloren 15 000 bis 20 000 Mann, die Deutschen zwei- bis dreimal so viele. Bei Bombenangriffen und Gefechten kamen in den vier Monaten etwa tausend Zivilisten in den Vogesen um, mehr als 1700 im Nordelsass, fast 1900 im Südelssass.

Der Krieg löschte Leben aus und hinterließ eine Spur der Zerstörung: In den drei betroffenen Departements wurden rund 18 000 Gebäude zerstört und ganze Städte verwüstet wie Saint-Dié und Gérardmer. Sigolsheim, Mittelwihr, Bennwihr, Hatten oder Rittershoffen standen in Ruinen. Das Kriegsende bedeutete auch Minenfelder und Plünderungen, an Letzteren waren auch Alliierte beteiligt, von denen mancher die deutsch-französische Identität des Elsass nicht zu begreifen vermochte.

Jene vier Monate vor der Befreiung waren der letzte Akt der elsässischen Tragödie, die sich seit Juni 1940 abgespielt hatte: Vertreibung, Deportation, Unterdrückung, Nazifizierung - und schließlich die schmerzvolle Befreiung, die Vernichtung der deutschen Armee und die Abrechnung mit dem einstigen Gegner. Nachdem sie die Waffen niedergelegt hatten, machten sich die Menschen an den Wiederaufbau. Es brauchte Zeit, bis sie sich die Hände reichen konnten zur Versöhnung.

Besetzt, befreit, befriedet: Elsässer und Badener machten im Krieg wie in der Nachkriegszeit sehr unterschiedliche, manchmal sogar entgegen gesetzte Erfahrungen. Es war ein weiter Weg von Hass und "Erbfeindschaft" zur deutsch-französischen Freundschaft. Wir dokumentieren Erinnerungen und Einschätzungen der schwierigen Jahre aus elsässischer wie badischer Perspektive.

November '44

Eine elsässische Rückbesinnung / Von André Weckmann

Damals, an diesem 22. November 1944, war er zwanzig Jahre alt. Mit achtzehn eingezogen, mit neunzehn in der Ukraine schwer verwundet. Seit zehn Wochen in einem Kellerversteck. Als Fahnenflüchtiger also ein potenzieller Todeskandidat.

Wohnhaft in Steinburg, einem aufmüpfigen Dorf, das die Nazis Negerdorf nannten, für die elsässischen Nachbarn war es "das Unbesetzte". Seine Eltern sprachen nur "Elsässerditsch". Als die Wehrmacht einrückte, Juni 1940, sagte sein Vater: "Es sind nicht mehr die alten Deutschen. Anstatt Grüß Gott zu sagen, brüllen sie Heil Hitler." Handlanger des Antichristen. Dann hörte er im Londoner Sender den Namen de Gaulle, dessen Aufruf der Sohn übersetzte. "Diesem Deggoll", sprach er, "hab ich das Telefon in seinem Wangenburger Quartier eingerichtet. Er ging jeden Morgen zur Frühmesse." Von da an verweigerte er sich vier Jahre lang der Partei, ihren Versuchungen und Verwarnungen. Die Familie betete in der Kirche, in liturgischem Deutsch für die Niederlage des Reichssatans: "Die Frevler werden nicht / entfliehen dem Gericht."

An jenem 22. November gegen Mittag gab es vor seinem Haus ein kurzes heftiges Gefecht, dann läuteten die Kirchenglocken die Freiheit ein. Der junge Deserteur stand am Rand der Straße und fragte sich, ob es die Freude über die Befreiung oder das Nachwehen ausgestandener Ängste waren, die ihn erzittern ließen. Er betrachtete erstaunt das Bild, das sich ihm bot: brennende Bäume und Fahrzeuge, explodierende Munition, französische Soldaten in amerikanischer Uniform, vorbeigetriebene bange Gefangene, einen Trosswagen plündernde, lachende Steinburger, Panzer und Jeeps, die sich einen Weg durch dieses wilde Durcheinander bahnten.

Sich vier Jahre lang durch den Nazischleim hindurchgewunden, mal mit Chuzpe, mal mit der Angst im Bauch, dann an der Ostfront dem Tod von der Schippe gesprungen, in seinem Versteck dem Zufall des Geschnapptwerdens mit Glück entgangen: Nun war er frei, konnte er die Jugendzeit nachholen und ein neues Leben anfangen.

Wird er sich jetzt für die schrecklichen Jahre an den Deutschen und ihren elsässischen Helfershelfern rächen wollen? Die Versuchung lag nahe. Doch seine Eltern erinnerten ihn an das christliche Gebot, zu vergeben. Sie erinnerten ihn daran, dass es Deutsche gab, die sich nicht von Hitler pervertieren ließen. Die "güete alte Grüß-Gott-Ditsche", wie sie sagten, deren Kinder die Deutschen von morgen sein werden, unsere Freunde, unsere Brüder.

Er beschloss, Dichter zu werden. Zuerst holte er sich die vier Jahre lang vermisste französische Sprache zurück, dann zeigten ihm Böll und Grass den Weg zu einem vom Gift des Unmenschen gereinigten Deutsch und sein "Elsässerdeutsch" erneuerte sich, dem Beispiel Germain Mullers folgend. Drei Sprachformen, drei Kulturen zum Strauß gebunden: das sei sein Identität stiftendes Ziel. Er glaubte, das Elsass würde sich wie er eine dreistimmige Normalität aufbauen. Er hofft es immer noch .

In den 70er-Jahren entdeckte er, anlässlich des grenzüberschreitenden Widerstands am Oberrhein gegen den wilden Kapitalismus und Technofaschismus, dass es ein anderes Deutschland gab als jenes, das er in den braunen Jahren gekannt hatte, ein rebellisches Deutschland, vom Volkstumswahn befreit. Was seine Eltern vorahnten, war Wirklichkeit geworden. Solidarität und Fraternität verbanden beide Rheinufer und öffneten die Türen zu Europa.

Auf die sechzig Jahre zurückblickend, denkt er an den Weg, den er damals mit müdem Schritt und wunder Seele zurücklegte: von Straßburg nach Oslo, nach Prag über Abbeville, Berlin, Warschau, Berditschew, Czernowitz und Lublin. Er sagt sich: Sieh dieses Europa, durchschreite es wieder, diesmal im Geist, und freue dich: Grenzpfähle weisen nur noch auf den Reichtum unserer Verschiedenheiten hin.

Er weiß aber, dass der böse Geist noch am Werk ist, sogar in seinem Elsass, das er dagegen gefeit glaubte. Das widerliche Ungeheuer lauert im Versteck, rührt den Schmutz vergangener Gehässigkeiten und stiftet Hirnverbrannte an, jüdische, muslimische und christliche Gräber zu schänden. Wehret den Anfängen!

Es war vor sechzig Jahren. Er erinnert sich an diesen amerikanischen mit deutschen Gefangenen beladenen Lastwagen. Einer erkannte ihn und winkte. Er hatte den Kölner Frontkameraden tot geglaubt. Ich hätte hinlaufen sollen, sagte er sich später, ihm die Hand reichen. War dieser gutmütige Deutsche, waren die schwarzen Wachsoldaten nicht Zwangsrekrutierte wie ich, mit umgekehrten Vorzeichen allerdings? Groß war die Zahl der armen friedliebenden Kerle, die aufgeboten wurden, einander hinzumetzeln. Die Überlebenden gehen nun, einer nach dem anderen, hinüber. Unsere Geschichte wird von den Nachkommen verarbeitet. Unser persönliches Erleben versinkt in die Vergessenheit.

Und er sagt sich, auf dem Friedhof am Grab einer Witwe stehend, die ihre vier Söhne verlor, zwei an der Front, einen im Gefangenenlager, den letzten zerfetzte eine Bombe vor seiner Fabrik: Könnte man doch die kriegslüsternen Herren der Nationen hier versammeln, und sie bitten, vor diesem Grab niederzuknien, um die stumme Anklage der toten Mütter zu hören! Aber es wäre wohl umsonst.

Alltag '45

Aus badischer Sicht: Die schwierige Annäherung / Von Thomas Blumenkamp

Alltag 1945, als der Krieg zu Ende war. Irgendwie mit spärlich verkehrenden Zügen von Freiburg nach Neuenburg an den Rhein gekommen. Freiburg lag in Trümmern. Neuenburg war total zerbombt. Kohldampfzeit! Der damals fünfjährige Günter Boll, gebürtiger Freiburger, erzählt, wie er an der Hand seiner Mutter durch die Ruinen zur hölzernen Behelfsbrücke - wegen ihres Schwankens im Volksmund "Sambabrücke" genannt - marschiert. Dort gilt es, die Tante aus Mulhouse zu treffen. Man wechselt ein paar Worte. Die Grenze ist ja zu! Der Wachposten schaut geradezu absichtsvoll weg. Die Tante hakt allerlei Kostbarkeiten wie Kaffee, Butter, Linsen und Speck aus dem Mieder. Kostbarkeiten, die unter dem Rock der Mutter landen, dort, wo kein Wachposten etwas zu suchen hat.

Kleiner Grenzverkehr! Günter Boll schlürft sein Viertele Fasswein. Wie das Verhältnis zwischen Baden und dem Elsass gewesen sei? Eigentlich kaum existent, meint er. Es gab familiäre Kontakte, aber die französischen Behörden wollten eines vor allem verhindern: Fraternisierung! So blieben sie einmal mehr absichtsvoll getrennt, die alemannischen Brüder und Schwestern rechts und links des Rheines.

"Wir sind nebeneinander aufgewachsen, Bizer rechts, ich links des Rheins, im großen, gegründeten Garten zwischen Vogesen und Schwarzwald, der so eins und unteilbar ist, dass die politischen Grenzen als eine Fiktion erscheinen", schreibt der elsässische Pazifist und Autor René Schickèle noch 1933 von Badenweiler aus in seinem herzanrührenden Buch "Himmlische Landschaft" über seine Begegnung mit dem Markgräfler Maler Bizer.

Eins und unteilbar? Das war auch die Idee der Nationalsozialisten, als am 18. Juni 1940 General Schmitt von Straßburg Besitz nahm und die Hakenkreuzfahne auf dem Münster hisste. Das Elsass und Baden wurden unter Gauleiter Robert Wagner "vereint". Bürgermeister von Straßburg wurde Robert Ernst, Führer des deutschtümelnden "Heimattbundes der Elsass-Lothringer im Reich". Wagner endete 1946 nahe der Straßburger Wantzenau, wo man ihn wegen Kriegsverbrechen exekutierte. Robert Ernst floh, stellte sich der Justiz, wurde wegen Hochverrat angeklagt, als Franzose eingestuft und - weil sich juristische Lücken auftaten - freigesprochen.

Günter Boll schüttelt den Kopf. Er will nicht erzählen, wie die Nazis mit ihrer Volkstumsideologie im Elsass gewütet haben. Neben ihm sitzt Roland Pressler aus Gallenweiler, dessen Vater Dolmetscher für die Franzosen in Baden-Baden war. Mit dem Elsass habe es so gut wie keine Beziehungen gegeben. Die Militärverwaltung habe im Gegenteil darauf geachtet, dass möglichst Personal aus Süd- und Zentralfrankreich nach Deutschland versetzt worden sei, um die "Rééducation" durchzusetzen, damit auch die Deutschen endlich Anteil an der französischen "Civilisation" bekämen.

Wie war das in Baden, als 1945 die Franzosen kamen? Notwendig waren Demokratisierung, Denazifizierung, Demilitarisierung und Dezentralisierung. Streit gab es um die Demontagen. Roland Pressler wirkt etwas trotzig über seinem Wurstsalat. "Die Franzosen haben herausgeholt, was sie konnten." Maschinen im Wert von 5000 000 000 Euro wurden demontiert und nach Frankreich gebracht, schätzen Historiker. Der Schwarzwald erlitt durch die "Franzosenhiebe" schwere Schäden. Insgesamt wurden nahezu vier Millionen Festmeter Nutzholz geschlagen und abtransportiert.

Da die Bevölkerung nach dem Krieg wirtschaftliche Not litt - die Infrastruktur war weitgehend zerstört -, blühten Schiebertum und Schwarzhandel auch in Baden. Schrotthändler machten beste Geschäfte, es wurde "gehamstert", die Fenster der Eisenbahnzüge waren im Bedarfsfall mit Brettern vernagelt und Autobesitzer rüsteten ihre Wagen in Ermangelung von Benzin auf einen Holzvergaser um.

Blieb die Denazifizierung, die in der französischen Besatzungszone derart leger behandelt wurde, dass deutsche Antifaschisten nur den Kopf schütteln konnten. Mitunter wurden die Unterlagen ins Feuer geworfen. Das Problem der Kollaboration war den Franzosen ja nicht unbekannt.

Waren die Franzosen wirklich Besatzer statt Befreier? Manchmal mögen sie im Badnerland sogar ungewollt an die Propaganda der Nazis erinnert haben. "Schambadiss" - abgeleitet von Jean-Baptiste - war deren Witzfigur, der alles französisch vorkam und der deshalb alles daneben ging. Dazu trug er die im NS-Jargon so genannte "Gehirnverdunklungskappe", die Baskenmütze. Oh, verquere Welt!

Demnach ging 1945 bis 49 eher ein großer Riss durch das Verhältnis zwischen Baden und dem Elsass. Gertrud Schmidt aus Auggen erinnert sich, dass sie winkend die französische Radfahrerkolonne, die der Panzerspitze vorausfuhr, begrüßte. Der Krieg hatte ja endlich ein Ende. Prompt wurde sie von einem Einheimischen angefahren: "Fräulein, dafür werden sie noch eines Tages bestraft werden!"

Es war also ein weiter Weg bis zur deutsch-französischen Freundschaft, die heute das Herz der Europäischen Union bildet. Diese Freundschaft ist nicht selbstverständlich. Arbeiten wir daran, nehmen wir Rücksicht, analysieren wir die Vergangenheit und meistern wir gemeinsam die Zukunft.

Die Zeit danach

2005 wird ein Memorial in Schirmeck eingeweiht

Es war politisch gewollt, an diesem Ort statt eines Denkmals ein Museum mit einer Begegnungsstätte zu errichten. Das Memorial soll die Wut der Menschen im Elsass und in Nordlothringen übersetzen - ihre Wut über die Missachtung der Geschichte. Die Anlage in Schirmeck eröffnet auch eine symbolische Dimension: 50 Kilometer westlich von Straßburg richteten die Nazis 1940 ein Internierungslager ein, dessen Spuren heute getilgt sind.

Vom Aussichtspunkt des Memorials blickt der Besucher über das Tal der Bruche und erkennt bei schönem Wetter in der Ferne jenes schlanke Monument, das den einstigen Eingang des 1941 erbauten Konzentrationslagers Struthof-Natzwiller markiert.

Der Eingang des Museums wird ab kommendem Juni den Besucher in einer neun Meter hohen "Kathedrale aus Bildern und Klängen" empfangen. Von einer Videowand werden zehn Erzähler die verschlungene Geschichte der Region in Erinnerung rufen.

Auf einem nachgebauten Eisenbahngleis vollzieht die Ausstellung in drei Zugabteilen Erlebnisse jener 430 000 Elsässer nach, die 1939 in den Südwesten Frankreichs evakuiert wurden. Auf Videowänden entdecken die Besucher die Geschichte der Maginot-Linie, das Leid der Opfer und das Voranschreiten des Krieges in jenen Jahren. Ein Raum stellt die Germanisierung der drei ostfranzösischen Departements, die von Hitler annektiert wurden, ins Zentrum. Er zeigt, wie die "rue du Sauvage" in Mulhouse zur Adolf-Hitler-Straße wurde.

Weder Disneyland der Erinnerung noch Geschichtsnostalgie

Aus Monsieur Bon wurde plötzlich Herr Gueth. Aber es sollte noch schlimmer kommen: Mit den Zwangsrekrutierungen durch die Wehrmacht, der Plünderung und Zerstörung der Synagogen und den Konzentrationslagern.

Alain Ferry, der Initiator des Memorials, und Projektleiter Jean-Pierre Verdier sichtigten vor einigen Tagen die von Marcel Meyer entworfenen Kulissen. Sie sind überzeugt von ihrem anspruchsvollen Konzept, das Jugendliche und Erwachsene gleichermaßen für das Museum gewinnen will. In Schirmeck soll kein "Disneyland der Erinnerung" entstehen. Ein wissenschaftlicher Beirat aus Historikern wacht über die Originaltreue der Anlage.

Gleichwohl streben Ferry und Verdier mit ihrem Vorhaben keinen kollektiven Leidensweg an, ebenso wenig ist ihnen an Geschichtsnostalgie gelegen. Die beiden abschließenden Räume setzen in Szene, was Jean-Pierre Verdier als den "Bruch mit der Kriegslogik" bezeichnet. Gemeint ist die Lebenswirklichkeit der Bewohner in der Rheinebene vor 60 Jahren. Der Abschnitt beginnt mit der Geschichte der deutsch-französischen Versöhnung und führt weiter zum Aufbau Europas.

An den 10 Millionen Euro Baukosten des von dem Architekten Franck Seigneur entworfenen Mémorial de l'Alsace-Moselle beteiligen sich der französische Staat und die Europäische Union jeweils mit 1,83 Millionen Euro, die Kommunen im Elsass und im Moselgebiet tragen das Übrige und der Generalrat des Niederelsass steuert 2,65 Millionen bei.

Marcel Spisser, der Vorsitzende des Freundeskreises für das Memorial, sagt: "Wir alle arbeiten daran, dass das Memorial in Schirmeck ein Ort der Erinnerung wird, der uns hilft, die Vergangenheit zu verstehen, Irrtümer zu korrigieren und gefasst auf ein tragisches Kapitel der Geschichte zu blicken. Es ist ein Aufruf zu Frieden und Versöhnung in einem vereinten Europa."

Claude Keiflin
(Dernières Nouvelles d'Alsace)

